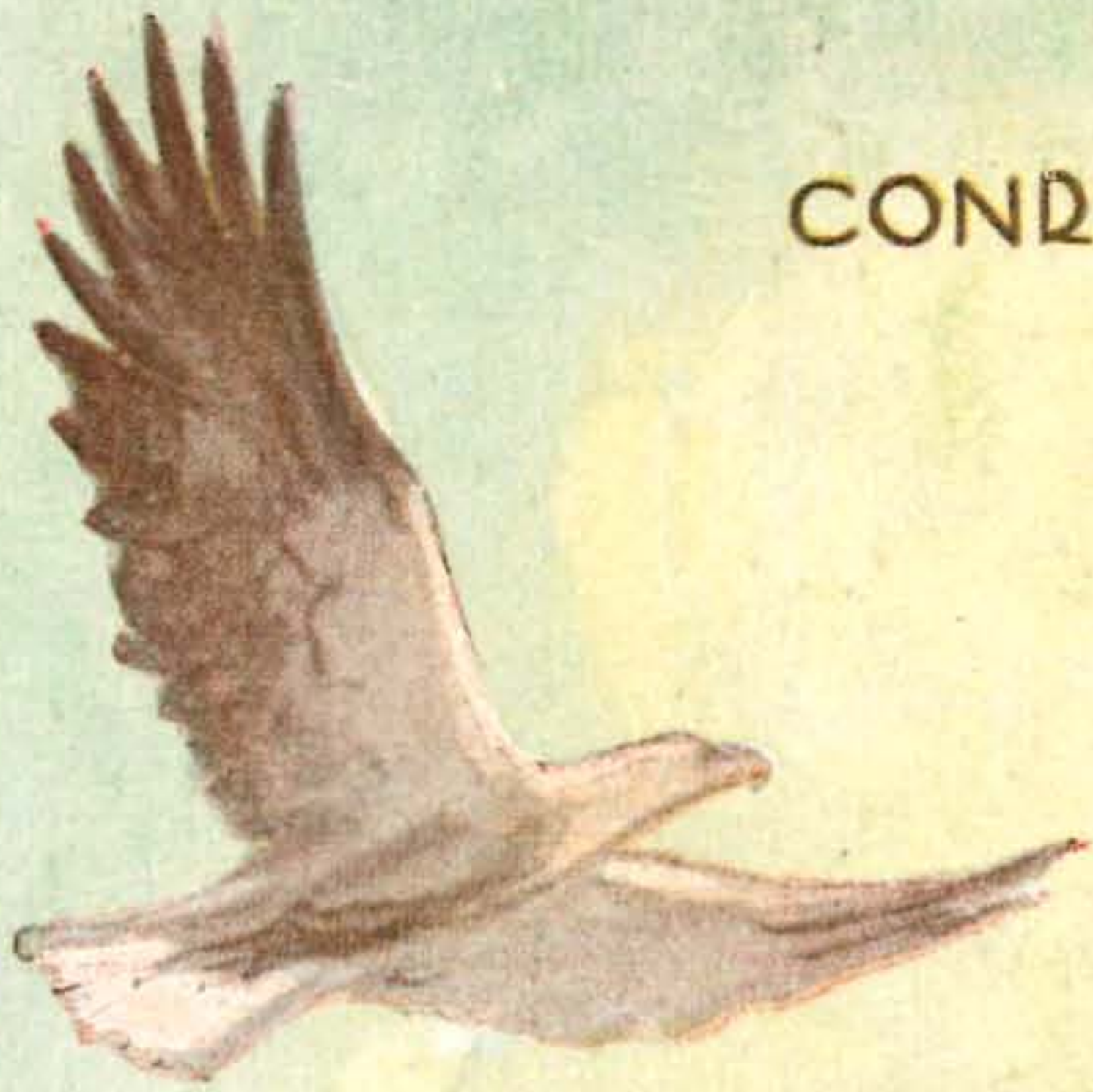


CONRAD VOLLMER



Die grossen
Schwinger



•

CONRAD VOLLMER
DIE GROSSEN SCHWINGEN

JUGENDBUCHREIHE •ERLEBTE WELT• BAND 10

CONRAD VOLLMER

Die großen Schwingen

Mit 16 Tafeln

von Jürgen Ritter

JUGENDBUCHVERLAG ERNST WUNDERLICH

Lizenznummer 359-690/39/51

1.— 15. Tausend

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1952 by Jugendbuchverlag Ernst Wunderlich in Leipzig

Satz und Druck in Borgis Mediaeval Antiqua

bei dem VEB Graphische Werkstätten Leipzig. III/18/97

I N H A L T

Auerhahn	7
Birkhahn	15
Fasanen	22
Störche	27
Fischreiher	38
Kraniche	46
Trappen	54
Schwäne	62
Graugänse	71
Mäusebussard	80
Habicht und Sperber	88
Wanderfalken	96
Fischadler	103
Seeadler	110
Waldkauz	116
Uhu	121
Wir lernten kennen	133
Tafelfolge	135

AUERHAHN

Zu meinen ersten zoologischen Kindheitserinnerungen gehört die an einen gänsegroßen, stattlichen Hühnervogel. Es mußte wohl ein Hahn sein, denn er hatte einen mächtigen, wie einen Fächer ausgebreiteten Schwanz. Aber der rote, gezähnte Kamm und die Kehllappen unseres Haushahns fehlten. Ich erinnere mich dessen sehr wohl, wie sehr ich mich über seine Beine, wie ich damals sagte, wunderte. Jetzt weiß ich, daß es die „Läufe“ sind, also die erhoben getragenen Mittelfüße. Es sah aus, als trüge er Pelzgamaschen, aus denen nur die nackten Zehen herauschauten. Laufen konnte allerdings der große Vogel nicht, denn – er war ausgestopft! Er stand auf einem gebogenen Stück Kiefernast, das mit einer Grundplatte an der Wand befestigt war. Das war im Forsthaus zu Einsiedel bei Chemnitz i. Sa. bei meinem Oheim und Paten, der dort Oberförster war. Er erzählte mir auch, daß es ein Auerhahn wäre, den er einst selbst in einem Revier hoch oben im Erzgebirge geschossen hatte.

Auch damals schon, vor nunmehr fast sechzig Jahren, war im unteren Erzgebirge das Auer- oder Ur-Wild längst dem lauten Verkehr und der Unruhe der Menschen gewichen und fand sich nur noch in den einsamsten Waldgebieten oben am Kamme. Ich erinnere mich noch des düsteren Gefieders des stattlichen Vogels. Den Schwanz, der Oheim nannte ihn „Stoß“, trug der Hahn erhoben und gefächert, die Flügel ließ er seitlich hängen, den Hals hielt er aufwärts gestreckt wie ein krähender Haushahn. Das sei die „Balzstellung“, sagte der Oheim, so stünde der Hahn im Frühling im frühesten Morgendämmern auf

seinem „Balzbaum“ und ließe seinen eigentümlichen Schrei hören. Nur dann könne er „angesprungen“ oder geschossen werden. Ich habe damals wohl nicht allzuviel davon verstanden.

Ich selbst hatte auch später niemals Gelegenheit, einen Auerhahn bei der Balz zu beobachten und zu hören. Aber einmal bin ich in schönen sommerlichen Urlaubstagen in den einsamsten Waldgebieten des Böhmerwaldes einem Auerhahn wenigstens überhaupt begegnet. Tageweit ziehen sich hier die Wälder dahin. Nur wenige Siedlungen, wenige Verkehrswege, aber hohe hundertjährige Fichten gibt es dort, deren Stamm graugrüne Flechten bekleiden, dazwischen einzelne alte Kiefern mit rötlichen Stämmen und weit ausladenden Ästen! Am Rande der einsamen Waldwiesen stehen Lärchen mit ihren hellgrünen, weichen Nadeln. Den Boden bedeckt dichtes Blaubeergestrüpp, im Sommer voll mit süßen, blauschwarzen Beeren behangen. Durch dichte Farnbüsche rieseln die Quellbäche ins Tal. Als ich hier allein und fast lautlos auf moosigem Waldwege dahinschritt, schaute mich plötzlich aus dickem Fichtengestrüpp dicht am Boden etwas Großes, Schwarzes an. Ein grauschwarzer Hals reckte sich über blau-grün metallisch glänzenden Brustfedern empor – ein fast weißer Hühnerschnabel, darunter der Federbart, der rote, nackte Hautbogen, die „Rose“, über den Augen –, kein Zweifel: ein Auerhahn! Inzwischen kannte ich ihn ja längst genau von dem schönen Stopfpräparat in der Sammlung meiner eignen Unterrichtsstätte, das ich schon vielen Schülergenerationen gezeigt hatte, von den Bälgen im naturkundlichen Heimatmuseum, auch von einem Besuch im Berliner Zoo! – Aber ehe ich den Gedanken zu Ende denken, geschweige denn nach den braunen Flügeln, nach dem weißen Fleck am Flügelbug schauen konnte, war der ungesellige Vogel untergetaucht im Fichtengrün. Rauschend und polternd hörte ich ihn durch die Zweige davon-

fliegen. Dann war wieder Stille. Nur der Bergbach murmelte neben mir, und die große Libelle, die mich in der Waldschneise verfolgt hatte, raschelte über mir im Sonnenglast!

Ein andermal ist mir auch eine Henne über den Weg gelaufen. Sie ist etwas kleiner als ihr Herr Gemahl, dunkel- und hellbraun, also erdfarben, und an der Unterseite weiß gefleckt. Auch sie war schnell wieder verschwunden. Doch hatte ich den braunen Brustlatz erkannt und gesehen, daß die weiße Flügelbinde der Haselhenne fehlte. Auch war das Tier viel zu groß für eine Haselhenne. Eigentlich ist es nicht richtig, vom Gemahl zu sprechen, denn das setzte ja voraus, daß Männchen und Weibchen nicht nur in der Paarungszeit zusammenblieben und daß der Hahn sich auch später noch um seine Frauen und Kinder kümmerte. Davon kann aber keine Rede sein; nur in der Paarungszeit im zeitigen Frühjahr ruft er mit seinem Balzgesang mehrere Weibchen zu sich heran, und dann vereinzeln sich die Tiere wieder. Während das Weibchen in einer einfachen Mulde unter Gestrüpp oder Niederwuchs seine Jungen ausbrütet und sie dann bis in den Winter führt, streichen die Männchen in losen Verbänden oder auch allein umher. Die Ornithologen sprechen daher von „Keinehigkeit“. Nach einer Brutdauer von etwa vier Wochen schlüpfen sechs bis zehn Küken. Sie sind wie alle Wildhühner Nestflüchter, aber in den ersten Tagen sehr anfällig, so daß viele zugrunde gehen, obwohl die Mutter sie sorgsam führt und ihnen die schönsten Würmchen und Insekten aus dem Waldboden freischarrt. Nach neun Tagen sind ihnen die Flügelfedern so weit gewachsen, daß sie aufbäumen können. Im Alter von dreizehn bis vierzehn Tagen fliegen sie schon kleinere Strecken. Welcher Unterschied ist das im Vergleich zu unsern Haushühnern! Und nun beginnen sie auch, Pflanzen zu naschen, viel Beeren, Früchte, Blätter und Knospen, und

später auch Kiefern- und Fichtennadeln! Der alte Hahn frißt in der Balz nur noch Nadeln. Eine eigentümliche Vorliebe und vielleicht kein sehr nahrhaftes Futter! So mag's kommen, daß die Jungen später recht langsam wachsen und erst im zweiten Jahre fortpflanzungsreif werden; aber dieses harte Futter hat den Vorteil, daß es auch im Winter nicht knapp wird!

In der Gefangenschaft verraten die Auerhühner außer einer dauernden Fluchtbereitschaft nur wenig geistige Regungen, und Heinroth nennt sie langweilig. Aber paßt ihre Weise nicht zu ihrem einsamen, versteckten Leben in stillen Wäldern? Hier sind außer reger Wachsamkeit keine großen geistigen Fähigkeiten vonnöten. Wer ungesellig lebt, braucht auf Äußerungen anderer wenig achtzugeben, und Kiefernadeln laufen nicht weg; nur auf Raubzeug muß man aufpassen. Die Instinktregungen dieser Waldhühner scheinen wenig bildsam zu sein. So mag es sich erklären, daß man mehrfach Auerhähne an neu errichteten Drahtleitungen, die zufällig ihren gewohnten Flugweg, den „Wechsel“, kreuzten, verunglückt auffand. Ihr wenig gewandter Flug führt sie „stur“ geradeaus, und sie fallen dem ungewohnten Hindernis zum Opfer. Die finnischen Jäger in Ostkarelien nutzen diese Reaktions-trägheit aus. Sie pirschen auf den Hahn nicht während der Balz, sondern im Herbst, wo er gut gemästet ist. Sie wissen, daß die Ur-Hühner alles Raubzeug besonders gut beachten. Vor kletternden Vierfüßern fliegen sie eilig davon; vor dem Fuchs aber, der nicht klettern kann, wird nur aufgebäumt, und dann behält ihn der aufgebäumte Vogel sorgfältig im Auge, während der Fuchs den Stamm umschleicht. Jetzt widmet er dem Rotpelz seine Aufmerksamkeit so ungeteilt, daß er auf den anspringenden Jäger nicht achtet. Nun haben sich die Karelrier aus dem Spitz einen fuchsfarbenen und fuchsähnlichen Jagdhund gezüchtet. Zur Jagd auf den Auerhahn richteten sie ihn

ab, vor dem Hahn „vorzustehen“, und können diesen dann erfolgreich beschleichen. In Karelien lohnt es sich freilich, einen besonderen Auerhühnerhund zu züchten, denn dort sind Auer-, Birk- und Haselwild noch immer sehr häufig.

Bei uns sind Auerhühner selten geworden. Vielleicht würden sie auch gar nicht so stark beachtet und mit solcher Leidenschaft gejagt werden, wenn der Hahn nicht eine so eigenartige Balz aufführte und nur während des Balzens, und auch dann nur mit großem Geschick, zu überlisten und zu jagen wäre. Es mag ein eigenes Erlebnis sein, den so stolz wirkenden Hahn im einsamsten Walde im ersten Morgengrauen, wenn noch alles umher in tiefster Dämmerung liegt, an seinem Balzplatz zu „verhören“, zu beschleichen und – wenn möglich – auch zu erlegen!

Im zeitigen Frühjahr – in der Ebene schon im März, im Gebirge etwas später – beginnen die Hähne abends auf einem bestimmten „Schlafbaum“ aufzubäumen; meist ist es ein mehr oder weniger alleinstehender Baum mit ausladenden Ästen, eine Kiefer, eine Fichte oder eine Buche. In weitem Umkreis um diesen Baum duldet der Hahn keinen Nebenbuhler, das ist „sein Revier“. In vorsichtigem Anschleichen abends muß der Jäger den Schlafbaum auszumachen suchen. Oft wird er ihn von früheren Jahren schon kennen; denn geeignete Bäume werden zuweilen jahrelang benutzt. Oft kann ihm dabei auch ein eigentümlicher Laut des aufgebäumten Hahnes, dem Quietschen eines Wagenrades ähnlich, als Führer dienen; es ist das sogenannte „Worchen“. Wenn der Jäger nun am Abend das Einfallen des Hahnes beobachtet hat, kann er getrost noch ein Paar Stunden ruhen. Aber ehe das erste Morgengrauen dämmert, muß er sich vorsichtig wieder nähern. Dann wird er hören, wie der Hahn, gleichsam probeweise, mit seinen Balzlauten beginnt. Sie sind aber merkwürdig leise und kaum weiter als hundertfünfzig Meter zu hören. Zunächst beginnen einzelne Knack- und

Schnalzlaute, das „Knappen“. Sie verschmelzen bald zum „Trillern“. Darauf folgt ein besonders heller und lauter Knapplaut, der „Hauptschlag“. Nun beginnt der zweite Teil des Liedes, das „Wetzen“ oder „Schleifen“, das dem leisen Wetzen einer Sense ähnelt. Dies dauert drei bis fünf Sekunden, und in diesen Augenblicken darf der Jäger rasch zwei oder drei Schritte näher springen, muß aber sofort wieder unbeweglich verharren. Denn nur während des „Schleifens“ ist der Hahn so gut wie taub, sei es vor Erregung oder weil sich beim Öffnen des Schnabels der Ohrgang schließt. Dabei nimmt er die dem ausgestopften Auerhahn meines Onkels gegebene Balzhaltung ein und sieht wohl auch bei dem hochgestreckten Kopf nicht viel von dem, was unter ihm auf dem Boden vorgeht. Im nächsten Augenblick aber ist er wieder voll wachsam, sichert nach allen Seiten und streicht mit polterndem Flügelschlag ab, sobald ihm etwas verdächtig erscheint. Während der Balz tritt der Hahn unruhig auf dem Ast hin und her, er springt wohl auch auf einen anderen Ast oder gar auf einen anderen Baum, er „überstellt sich“, sagt der Jäger. Mit dem Hellerwerden springt der Hahn auf den Boden herab und setzt hier in einem größeren Umkreis die Balz zunächst noch eifriger fort. Dabei sammeln sich nun mehrere Hennen um den Hahn; ihre leisen Gak-gak-Rufe spornen den Hahn noch mehr an. Dabei wird bald die eine, bald eine andere der Hennen „getreten“ und befruchtet. Erst gegen Sonnenaufgang erlischt der Balztrieb, und Hahn und Hennen zerstreuen sich, um zu äsen.

Wie toll die Hähne in ihrem Frühjahrs- und Liebestaumel werden können, zeigen Beobachtungen, die mir der Oheim erzählte, als ich älter geworden war. Als er noch in einem einsam gelegenen Forsthaus im Gebirge Dienst tat, wurden schon damals die Auerhennen selten. Der Forstwart aber hielt sich Truthennen zum Ausbrüten

seiner Hühnereier. Da stellte sich doch am frühen Morgen auf der Kiefer neben dem Hause ein Auerhahn ein und begann vor den Truthennen wie wild zu balzen! Da diese ihn aber gar nicht verstanden, denn der Truthahn balzt ganz anders, wurde er schließlich so wild, daß er sie gewaltsam zur Liebe zwingen wollte und dabei gar nicht acht gab, daß inzwischen der Forstwart herangetreten war, um ihn mit raschem Griff vom Boden zu nehmen. Da setzte es wütende Bisse, und dem Forstwart wurde der Finger böß zerschnitten, so daß der Oberförster Mühe hatte, die Wunden sachgemäß zu verbinden. Ähnliche Erlebnisse sind mir auch von anderer Seite berichtet worden. Auch sie zeigten aber, wie starr der Ur-Hahn in seinen Instinkten lebt. Wahrscheinlich ist die geringe Bildsamkeit, diese geringe „Plastizität“, die eigentliche Ursache dafür, daß der Hahn innerhalb seines gesamten Verbreitungsgebietes immer mehr auf die einsamsten Waldgebiete beschränkt worden ist. Er ist ein ausgesprochener „Kulturflüchter“, dessen Instinkte sich nicht wie die vieler anderer Waldvögel ändern konnten. Wir wollen zum Vergleich nur an die Singdrossel oder an die Ringeltaube denken. Früher lebten Auerhühner in Deutschland auch in allen größeren Waldungen der Ebene, wie noch im Europäischen Rußland und in Sibirien. In Sachsen z. B. sind nach Jagdakten von 1727 unter anderem in der Dresdner Heide sechs, im Dahlemer Forst zwölf Hähne und bei Annaberg neunundsechzig Hähne erlegt worden. An solche Zahlen ist jetzt nicht mehr zu denken. In den ebenen Lagen Nordsachsens sind die Auerhühner verschwunden, in der Lausitz und im Erzgebirge sind sie viel seltener geworden.

Der Waidmann ist besonders stolz, wenn der von ihm erlegte Hahn auf dem Schnabel eine tiefe Rinne vom Nasenloch bis zur Spitze zeigt. Dann ist es ein alter Hahn, und die alten Hähne sind am schwierigsten zu überlisten.

Sie haben ihre Erfahrungen gemacht und benehmen sich dementsprechend. Die Frau Försterin aber sieht lieber einen jungen Hahn in der Bratpfanne, denn die alten können, vor allem in der Balzzeit, wenn sie monatelang nichts anderes als Nadeln gefressen haben, recht zähes, nach Terpentin duftendes Fleisch haben. Es soll zwar Rezepte geben, auch einen solchen Auerhahnbraten noch schmackhaft zu machen, doch spottet eine alte Jägerregel immer noch: „Vergrabe den Hahn drei Tage, lege ihn drei Tage in Wein und Essig, brate ihn drei Tage in einer Speckhülle, richte ihn an, öffne das Fenster und – wirf den Braten hinaus!“ Das Fleisch der Hennen und jungen Tiere soll viel zarter sein, aber sie sind bei uns das ganze Jahr über geschützt und dürfen nicht gejagt werden.

Das Auerwild ist noch immer verbreitet durch Nordasien und Nordeuropa, hier von den Pyrenäen und den Alpen bis zum Polarkreise. In Deutschland brütet es noch im Hochgebirge, in allen Mittelgebirgen und im Hügelland, aber überall nur dort, wo es ausgedehnte Mischwälder gibt. Im Harz zum Beispiel hat es sich in die Regionen über neunhundert Meter zurückgezogen, daher hat es auch den Namen „Brockenvogel“ bekommen. Doch ist es mancherorts selbst in der Ebene noch zu Hause, so in den zusammenhängenden Waldgebieten der Niederlausitz und des südlichen Brandenburgs. Wir dürfen hoffen, daß es auch weiterhin seine Zuflucht finden und sommers wie winters bei uns sein heimliches Wesen führen wird!

BIRKHAHN

Es ist schon Jahrzehnte her, da saß ich wieder einmal unter den hängenden Zweigen der Traueresche vor dem einsamen Heidegasthof. Es war ein heißer Sommermittag. Früh schon war ich der Großstadt entflohen, um im Torfmoor nach Moorpflanzen zu suchen. Sumpfkalla, Königsfarn und Sonnentau hatte ich, wie erwartet, wiedergefunden. Der Rohrsänger hatte mich mit seinem „Karrekarr-kiet“ begrüßt. Aber an den mir bekannten Standorten der Moosbeere hatte ich vergeblich nach der großfrüchtigen Art gesucht, die zerstreut bei uns verwildert vorkommt. Nun war ich vor dem im Westen immer stärker drohenden Gewitter zum Gasthof geflüchtet. Schon wirbelte auch der Sturm den Staub auf dem weiten Sandplatz vor uns auf, und plötzlich setzte der Gewitterguß ein und trieb mich mit den wenigen andern Gästen in die enge Gaststube. Als wir uns hier einigermaßen untergebracht wußten, fiel mein Blick auf eine eigentümliche Jagdtrophäe an der Wand. Auf einem Holzbrett war ein schwarzer Vogelschwanz mit leierartig nach außen gebogenen Federn und ein Vogelhals mit Kopf aufmontiert. Die Federn des Halses schimmerten in einem metallischen Blauschwarz, der Schnabel war unzweifelhaft der eines Hühnervogels. Es waren „Stoß“, Hals und Kopf eines Birkhahns! Ich fragte die Wirtin. – „Ach, der Spielhahn! Ja, den hat mein verstorbener Mann sich mal ausstopfen lassen.“ – „Wann war denn das?“ – „Ach, das weiß ich nicht mehr, das können so an die zwanzig Jahre her sein.“ – „Aber wissen Sie vielleicht noch, wo Ihr Mann den Hahn geschossen hatte?“ – „Ich glaube, das ist drü-

ben am Waldrand nach W. zu gewesen, wissen Sie, wo die Birken stehen!“ – „Aber da steht doch jetzt Getreide, da balzen die Hähne nicht!“ – „Ja, das ist erst seit – na, vielleicht fünfzehn Jahren so. Damals war dort noch Heide, und da hatten sie so eine Art Windschirm aufgebaut, ein Versteck, wissen Sie, aus Zweigen! – Na, das ist lange her!“ –

Die Nachricht ließ mir keine Ruhe; ich glaube, ich bin noch am gleichen Tage, als das Gewitter vorübergezogen, statt zu meinen Moorpflanzen hinüber an den Waldrand gegangen und habe nach Birken und nach Birkhühnern ausgeschaute. Birken waren wohl noch da, aber die Birkhühner, die fand ich nicht. Es schien mir auch wenig wahrscheinlich, daß sie sich hier noch aufhalten sollten, denn ich sah am ganzen Waldrand entlang nur Hafer- und Kartoffelfelder, keine sandigen Heidewiesen mit Büschen, wie sie die Birkhähne lieben. Aber am Abend bestätigte mir der Förster, daß dort am Waldrand vor nunmehr fünfzig Jahren noch Heidewiesen sich hinzogen, die später umgepflügt und „melioriert“, das heißt in fruchtbares Land verwandelt worden seien. Darauf sei das Birkwild verschwunden, das früher, wenn auch nicht sehr zahlreich, dort gebalzt hätte. Ich fragte nun weiter und erfuhr, daß in einem anderen „Jagen“ des Reviers auch jetzt noch Birkhühner stünden. Aber nur zögernd gab mir der treue Hüter Auskunft. Erst als er sich überzeugt hatte, daß ich nur beobachten und nicht jagen wollte, versprach er mir, mich im kommenden Jahre zur Balz mitzunehmen. Dagegen mußte ich ihm versprechen, niemandem den Balzplatz zu verraten. Jetzt, nach vielen Jahren, kann ich wohl verraten: Er liegt – irgendwo in Mitteldeutschland!

Herbst und Winter vergingen. Endlich im März erhielt ich die versprochene Aufforderung für einen Sonntag anfangs April. Wie zählte ich die Tage – endlich war es so





weit! – Am Wochenende fuhr ich aus der Stadt hinaus, sicherte mir im Heidedorf ein einfaches Nachtlager und verabredete mit dem Förster das Treffen auf drei Uhr morgens.

Es war recht kalt und im Walde noch völlig dunkel, als ich hinter dem Förster auf dem schmalen Waldwege nach der Heidewiese schritt, auf der die Hähne ihre Balzspiele aufführen sollten. Zunächst ging es durch lockeren Kiefernbestand, dann mischten sich die selbst in der Dunkelheit schwach leuchtenden Birken und, wie ich auf dem Rückwege feststellte, Erlen dazwischen. Unter meinen Füßen knackte manchmal leise das Eis über den Pfützen, sonst war es still! Bald lichtete sich der Bestand, zwischen den niedrigeren Laubbäumen ward der bleiche Himmel sichtbar, an dem im Osten ein erster blasser Streifen den heraufziehenden Tag kündete. Plötzlich fuhr vor uns aus einem Grasfleck ein mittelgroßer Vogel wie taumelnd hoch und überreichte uns mit einem erschreckten „Ki-witt“ seine Visitenkarte. Gleich darauf war der Kiebitz in der nebligen Dämmerung wieder verschwunden. Wir erreichten den Waldrand; ich glaubte, im dämmernden Frühlicht eine Heidewiese mit einzelnen Büschen in der Ferne zu erkennen. Der Förster wies mir stumm einen aus Birkenästen und Zweigen geflochtenen kleinen Wandschirm, der mir als Deckung dienen sollte. Er selbst schritt, wie verabredet, zu einem zweiten Schirm nach rechts weiter und war sofort in der Dunkelheit verschwunden. Ich rückte auf meinem schmalen Holzsitz hinter dem Schirm zurecht. Wie gut, daß ich den Wintermantel angezogen hatte, es war doch empfindlich kalt! Ich wickelte mich dicht ein und wartete! Allmählich gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit – oder wurde es wirklich schon Morgen? Ich wurde auf einige runde Schatten vor mir auf der Wiese aufmerksam. Bewegten sie sich nicht? Nein, es waren wohl Maulwurfshaufen! Am Osthimmel

der blasse Streifen wurde breiter und begann, sich gelblich zu färben. – Stille! – Da hörte ich in den Birken halblinks hinter mir ein Geräusch; es war wie ein leises Rauschen und Flattern. Gleich darauf auch rechts! Und plötzlich bemerkte ich, daß einer der „Maulwurfshaufen“ vor mir sich bewegte, dort drüben auch! – – Die Hähne! Und nun vernahm ich auch ihre ersten Laute, zunächst einen Ton, ein Geräusch, das von Heinroth als „Tschuchäh“ beschriebene „Zischen“ oder „Fauchen“. Gleich darauf setzte zunächst zögernd, dann hier und dort lauter antwortend, das „Kullern“ oder „Trudeln“ ein. Ich wurde hellwach und vergaß meine kalten Füße. Und jetzt fiel unmittelbar vor meinem Stand ein stattlicher Hahn ein. Im rasch heller werdenden Licht erkannte ich deutlich den gut haushahn großen Vogel! Erst sicherte er eine Zeitlang mit hoherhobenem Kopfe nach allen Seiten. Ob er mich hinter meinem Schirm bemerkte? – Atemlos saß ich da! – Nein! Er schlug mit einem Ruck den dunklen Schwanz nach vorn, daß die weißen Unterschwanzdecken hell aufleuchteten. Weit spreizten sich die leierförmig gebogenen äußeren Steuerfedern zum „Fächer“. Gleichzeitig lüftete und senkte er die Flügel seitlich, so daß deutlich die bindenartig verteilten weißen Flecken daran sichtbar wurden. Den stahlblau aufglänzenden Hals reckte er steil nach oben, und aus dem halb geöffneten, schwarzen Schnabel klang triumphierend oder herausfordernd das „Tschuchäh“ zu mir herüber. Und dann begann er nach Herzenslust vor mir zu tanzen und zu kullern. Ein herrlicher Anblick! Tief drückte er Körper und Hals zu Boden. Fast schleiften die Flügelspitzen den Boden. Den aufgeblähten Hals trug er nunmehr fast waagerecht, der Schnabel war geschlossen. Seine warzigen und nackten roten Hautwülste über den Augen schwollen immer mehr an, so daß sie wirklich erblühten „Rosen“ ähnlich wurden. Dazu funkelten stahlblau oder grün die gespreizten Federn des Halses und

Kopfes im Morgenlichte. Und immer wieder ertönte das von Frau Heinroth unübertrefflich wiedergegebene „Kleiner Schwarzrock trudelt froh – turr“ – „Kleiner Schwarzrock trudelt froh – turr“, immer wieder, unermüdlich! – Dabei trippelte er auf dem schon ganz glatt getretenen Boden, drehte sich, sprang hoch, als ob ihm der kalte Boden unter den Zehen brenne. Der „Spielhahn“ gab eine wunderschöne Tanzschau. – Jetzt rückte von links ein zweiter Hahn in erregende Nähe. Das „Schleifen“ mit dem nachfolgenden „Trudeln“ verstärkte sich immer im gleichen Zeremoniell. Die Hähne wurden immer eifriger, rückten aufeinander zu, tanzten umeinander herum, und schließlich sprangen sie aneinander hoch, suchten sich zu kratzen und zu hacken. Ein richtiger Kampf? – Aber nein, sie ließen voneinander ab, jeder rückte wieder auf seinen alten Platz, und hier ging es lebhaft weiter mit „Tschuchäh“ und „Kleiner Schwarzrock trudelt froh – turr!“

Wozu der ganze Aufwand? Wo waren die Hennen, deretwegen doch wohl die Vorstellung gegeben wurde? Ich spähte, und da erst sah ich rechts und links einige Hennen mit kleinen Schritten heruntippeln, hörte dazu ein leises, lockendes „Gagg-gagg“. Und jetzt trat auch ein Hahn ein klein wenig zur Seite und verschwand mit der Henne hinter den Birken. Aber bald war er wieder da und setzte seinen Balztanz fort. Jedenfalls war nichts davon zu merken, daß die Hennen einem der Hähne, etwa dem am besten kullernden und tanzenden, weiterhin irgendeinen Vorzug einräumten. Die Hähne ihrerseits freilich kümmern sich ja später nach der Hochzeit auch ebensowenig wie ihre Vettern, die Auerhähne, um Nestbau, Brut und Führen der Küken. Es besteht keine eheliche Bindung. Heinroth hat den Balztanz etwas prosaisch mit den Sprechstunden eines Arztes verglichen, dessen Patienten die Weibchen seien.

Meine Gedanken waren abgeirrt. Da fiel in einiger Entfernung ein Schuß! Sofort stockte der Tanz; mein Hahn legte das eben noch gesträubte, blauschillernde Gefieder glatt an, sicherte kurz, sprang auf und flog mit hartem, rauschendem Schlag der kurzen, breiten Schwingen zu Holze. Die andern Hähne folgten, und in der aufgehenden Sonne lag die Heide einsam vor mir.

Da schritt von rechts der Jäger heran und hielt mir stolz seine Beute entgegen! Schlaff hingen der eben noch so stolz geblähte Hals und der breit gefächerte Stoß herab, und mich beschlich ein leises Bedauern. Dennoch trat ich näher heran und besah mir vor allem auch die gefiederten Läufe und die Hornblättchen an den nackten Zehen: „Balzstifte“ nannte sie der Förster. Sie fallen bei der Mauser ab und wachsen erst im Herbst wieder. Während der Mauser, die erst im August erfolgt, erlebt das Birkwild seine kritische Zeit. Die Fähigkeit zu fliegen geht zwar nicht völlig verloren, aber sie ist doch stark behindert. Schlimmer noch geht es dem Auerwild, denn es wechselt bei der Mauser außer dem Gefieder auch die Hornschicht des Schnabels und kann deshalb zwei Monate lang nur Beeren, aber keine Nadeln fressen! Der Birkhahn wechselt in der Mauser auch den größten Teil des Kopf- und Halsgefieders und trägt dann ein bräunliches Schutzkleid, das dem der Hennen ähnlich sieht. Die Birkhennen sind wie die Auerhennen durch ein erdfarbenes Kleid gut getarnt. Auch die jungen Birkhühner sind in Kleid und Lebensweise den jungen Auerhühnern ähnlich.

Unter mancherlei Gesprächen hatten wir den Rückweg angetreten. Wichtig war mir noch, etwas über Verbreitung und Lebensraum der Birkhühner zu erfahren. Der „Kleine Hahn“, wie mein Führer den Birkhahn im Gegensatz zum „Großen Hahn“ oder Auerhahn nannte, liebt mehr den offenen Laubwald und ist deshalb auch in der Ebene verbreiteter. Im Hochgebirge ist er oft an der Baumgrenze

zu finden und balzt hier zum Teil schon auf dem Schnee. Sein Gesamtverbreitungsgebiet entspricht dem des „Großen Hahns“; er ist aber kein so ausgesprochener Kulturflüchter. Dagegen scheinen andere Gründe öfters das Verschwinden aus alten Wohngebieten herbeizuführen. Wir müssen dabei vor allem an den Befall durch Schmarotzer denken, vor allem durch Eingeweidewürmer. Vielleicht ist er ihnen stark ausgesetzt, weil er sich vor allem von Insekten und Würmern nährt und in diesen viele Jugendstadien der unwillkommenen Gäste leben. Doch hoffen wir, daß der Birkhahn unserer Fauna erhalten bleibt. Er genießt, bis auf eine kurze Schußzeit für die Hähne, völligen Jagdschutz.

FASANEN

Obwohl die Fasanen eigentlich Fremdlinge in Deutschland sind, kann man ihnen doch an geeigneten Orten so regelmäßig begegnen, daß wir sie jetzt zur deutschen Fauna rechnen müssen. Ich kann mich allerdings nicht entsinnen, daß sie mir in meiner Heimat im mittleren Erzgebirge jemals über den Weg gelaufen wären, um so häufiger aber geschah das im wahrsten Sinne des Wortes in der nordsächsischen Tiefebene. Hier konnte man den lauten Ruf „Göck-göck-göck“ in früheren Jahren sehr häufig hören, vor allem in lockeren Laub- und Mischwäldern in der Nähe von Wiesen und Feldern. Die Nähe des Wassers scheinen sie besonders zu lieben; in den Auenwäldern der Elster und Luppe, nordöstlich von Leipzig, nisteten sie in großer Zahl. Mir scheint, als ob sie jetzt seltener geworden seien; vielleicht brauchen sie eine gewisse Hege, an der es in den letzten Jahren gefehlt hat. Vielleicht bin ich auch jetzt nur weniger häufig in den Wald hinausgekommen.

Wie oft sind sie mir in den langen Schneisen, die in den Leipziger Auenwäldern „Linien“ genannt werden, wirklich über den Weg gelaufen, nein, geschritten! Denn wenn man nicht gar zu nah war, dann waren wenigstens die Hennen nicht sehr scheu. Sie sind, wie bei allen Bodenhühnern, sehr unscheinbar in ihrem gelbbraunlichen, auf der Oberseite leicht schwarzgefleckten Gefieder. An dem spitz zulaufenden Schwanz sind aber auch die Hennen sofort als Fasanen zu erkennen. Der Hahn besitzt einen noch viel auffallenderen schmalen und langen Schwanz, ganz abgesehen von seinem Prachtgefieder an Kopf, Hals

und Rücken. Er ist eine wirkliche Zierde unserer Wälder und Auen, wenn er am Rande der großen Hochflutbetten aus dem Waldsaum auf die Wiese tritt und die Sonne die Schmuckfedern am Kopfe metallisch grün und blau funkeln oder die Nackenfedern in feurigem Gold aufglänzen läßt.

Weitere Einzelheiten wird man allerdings selbst mit dem Glase kaum sehen können, dazu sind die Hähne doch zu scheu. In der Nähe erst kann man mehr erkennen. Die Augen sind von einer nackten, blutroten Haut, den „Rosen“, eingefast, die Kopffedern sind bronzegrün, schwarzgesäumt und am Ende purpurblau; die goldgelben Nackenfedern gehen in die mehr bräunlichen Federn der Schulter über, die wie mit weißen Pfeilspitzen übersät scheinen. Am Bürzel erglänzen die kupferroten Federn in dunklem Purpur, die Schwanzfedern tragen auf olivgrauem Grunde tiefsamtschwarze Bänder. Aber das alles geht ineinander über in einem unbeschreiblichen Gleichklang, den man wohl sehen und bewundern, aber schwer beschreiben kann.

Wir verstehen, daß dieser prächtige Hühnervogel schon zu Perikles' Zeiten, um 500 vor der Zeitwende, aus seiner Heimat Kolchis am südwestlichen Kaukasus nach Griechenland eingeführt wurde. Dann wurde er von den Römern zunächst nach Italien gebracht. Im elften und zwölften Jahrhundert wird er für England und für das Rheinland erwähnt. Seit dieser Zeit hat er sich zum Teil freiwillig eingebürgert, wurde aber vor allem von Jagdherren gehegt und weiter über ganz Deutschland verbreitet. Kurfürst Friedrich der Weise zum Beispiel hat zweihundert Fasanen in Sachsen aussetzen lassen, und viele der alten Landesherren ließen in Fasanerien von Truthühnern Fasaneneier ausbrüten und ließen die Vögel in den Wäldern frei, um ein neues, prächtiges Jagdwild zu haben. So wurde der Name „Jagdfasan“ zur deutschen

zoologischen Bezeichnung; der Naturforscher und Systematiker Linné gab der Stammrasse den wissenschaftlichen Namen „*Phasianus colchicus*“. Eine fürstliche Jagdlaune hat also hier einmal dazu beigetragen, unsere Tierwelt dauernd zu bereichern. Im 18. Jahrhundert ist noch eine andere Rasse des Fasans eingeführt worden, der aus China stammende Ringfasan, der sich mit der Stammrasse gekreuzt hat. Das verrät sich an den weißen Halsringen, vorn und oft auch hinten nicht völlig geschlossen, die viele unserer Fasanen tragen.

Die Jagdfasanen sind echte Waldhühner. Als ich einmal einige Hennen und einen Hahn auf einer Lichtung überraschte und sie sich nicht wie gewohnt in eiligem Laufen in Sicherheit bringen konnten, flogen sie mit prasselndem Fluge auf und durch den lichten Eichenbestand davon. Ein andermal fand ich sie in der Dämmerung am Waldrande aufgebäumt. Aber sie nisten am Boden. In der Elbaue in der Nähe von Riesa war es, wo ich als kleiner Junge das erste Fasanennest sah. Es war zu Pfingsten, da wurde es mir in einer großen Allee alter Linden dicht neben dem grasigen Wege gezeigt. Selbst hätte ich es wohl kaum bemerkt, denn es war unter Grasbüschen und Brombeerranken gut gedeckt. Das Gelege zählte wohl zehn Eier, die in einer schönen Nestmulde in Hälmchen und weichen Federn lagen. Ob die gestörte Henne zurückgekehrt ist, weiß ich nicht. Sie tut es im allgemeinen nur gegen Ende der vierundzwanzig Tage dauernden Brutzeit. Wenn sie in deren Beginn gestört wird, verläßt sie das Gelege, legt allerdings gelegentlich dann noch ein zweites Mal.

Die Hähne balzen im Frühjahr, freilich nicht in so auffälliger Form wie Birkhahn und Auerhahn. Beobachtet habe ich sie dabei nicht. Ich habe ihr lautes „Göck-göck-göck“ und ein eigentümliches Flügelklatschen gehört. Ich weiß noch, daß wir Jungen uns den Spaß machten, die

Hähne durch Nachahmen des Rufes zu reizen, und daß es auch Erfolg zu haben schien. Es soll bei der Balz unter den Hähnen zu ernsteren Kämpfen kommen. Da sie recht starke Sporen tragen, wie unsere Haushähne, mag es schon stimmen.

Um Nestbau und um Brut kümmert sich der Hahn nicht. Die ausschlüpfenden Küken brauchen ja auch als Nestflüchter nicht gefüttert und gewärmt zu werden. Die Mütter führen die Jungen nur und scharren ihnen nach Hühnerart allerhand Insekten und Würmchen bloß. Hennen und Hähne leben im ganzen gesellig; sie zerstreuen sich nicht so wie die Raufußhühner. Sie bleiben in Völkern beieinander und suchen sich ihre Nahrung, vor allem allerhand Pflanzenteile, Früchte und Beeren, Knospen und Blätter.

Unser Jagdfasan mit seinen verschiedenen Rassen hat in den Wäldern und Dschungeln Asiens eine große Zahl von Verwandten, die ihn an Farbenpracht und Schönheit des Gefieders bei weitem übertreffen. Aus China stammen der Gold- und Silberfasan, die in unsern Zoologischen Gärten zu sehen sind. Auch der Argusfasan mit seinen tausend Augenflecken auf den Flügeln und der Pfau stammen aus Asien. Besonders prächtige Fasanhühner leben in den indischen Dschungeln, aber auch in den Bergwäldern des Himalaja: Es ist kaum mit Worten zu schildern, welche Farbenpracht sich da in den einsamen Waldgebieten entfaltet. Man muß einmal die Monographie der Fasanen, von William Beebe in London herausgegeben, deren Prachttafeln übrigens in Leipzig gedruckt sind, lesen. In größeren Bibliotheken, z. B. der Leipziger Universitätsbibliothek, kann man das kostbare Werk einsehen, wenn auch nicht entleihen.

Aber wer sieht in der Natur diese Pracht? Warum treiben gerade diese in feuchten Schluchten und versteckten Dickichten lebenden Bodenvögel einen so unerhörten

Farbenluxus? Es ist schwer, ja unmöglich für uns, uns vorzustellen, daß eine unbewußte Zuchtwahl durch die Hennen der Anlaß gewesen sei; wir sehen ja an unsern Wildhühnern, daß von einer Wahl durch die Hennen keine Rede sein kann! Auch eine andere biologische Bedeutung suchen wir vergeblich. Wir stehen staunend vor der wunderbaren Verschwendung schönster Farbreize und können uns ihrer nur freuen wie der Farbenpracht der Kolibris, der tropischen Orchideen oder der Kristalle.

STÖRCHE

*Auf unsrer Wiese gehet was, wadet durch die Sümpfe,
hat ein schwarz-weiß Röcklein an, trägt auch rote Strümpfe,
fängt die Fröschelein schnapp-schnapp-schnapp!
mit dem Schnabel klapp-klapp-klapp!
Sagt, wer kann das raten?*

Wer hat dies Verschen nicht auch einst gesungen? Wie verbreitet und häufig muß früher bei uns in Deutschland der Storch gewesen sein! In vielen Kinderreimen, Sagen und Fabeln kehrt er wieder. Die alten deutschen Namen „Heilebart“ und „Adebar“, die vor allem in Norddeutschland zu Hause sind, bedeuten so viel wie „Glücksbringer“. Nach altem Bauernglauben soll sein Nest auf dem Giebel die Scheune vor Blitzschlag schützen! Noch immer muß ja auch der „Klapperstorch“ die kleinen Kinder bringen, ein im Grunde so törichtes aber doch bezeichnendes Ammenmärchen. Denn es beweist uns, daß die Störche schon immer stark beachtet worden sind und daß wir Menschen zu ihnen in einer Art Vertrauensverhältnis stehen, dessen sich wenige andere Vögel erfreuen. Sie sind zweifellos von allen deutschen Großvögeln die volkstümlichste, aber freilich auch die auffallendste Erscheinung. Störche scheinen auch kaum viel gejagt worden zu sein, wenn auch gelegentlich der eine oder andere heimlich erlegt worden sein mag – und vielleicht auch jetzt noch abgeknallt wird. Der Jäger wird sich seiner Tat nirgends rühmen dürfen, dazu sind die Störche bei der Mehrzahl der Bevölkerung viel zu beliebt. Wir wollen uns darüber freuen, auch wenn wir nicht sagen können, womit sie sich diese Wertschätzung verdient haben. Nutzen bringen sie dem Bauern

kaum, eher könnte ihnen verdacht werden, daß sie außer Fröschen und Mäusen gelegentlich auch einmal ein Vogelgelege plündern oder ein junges Rebhuhn oder einen Junghasen verschlingen! Aber das wird ihnen kaum übelgenommen, während man es dem Habicht verargt und es dem nützlichen Mäusebussard sogar unberechtigt nachsagt! Viel trägt das Verhalten der Störche zu ihrer Beliebtheit bei. Es mag auf jahrhundertelanger Erfahrung beruhen, daß sie sich dem Menschen ebenso vertrauensvoll anschließen, wie dieser sie duldet oder sogar fördert. Aber daß die Störche fast nur noch auf Dächern, recht selten auf Bäumen nisten, liegt doch nicht nur daran, daß der Mensch ihnen gelegentlich den Nestbau erleichtert, indem er ihnen ein Wagenrad oder ein ähnliches Gestell als Unterlage für ihr Nest aufs Dach baut. Sicher haben in Europa schon Störche gebrütet, als hier noch keine Menschen ihre Dörfer bauten. Damals müssen sie, wie jetzt noch ihre seltenen Vettern, die Schwarz- oder Waldstörche, nur auf Bäumen genistet haben. Was die Störche veranlaßt hat, an ihrer Stelle Hausdächer vorzuziehen, wissen wir nicht. Die Duldung oder das Entgegenkommen der Menschen allein kann es nicht gewesen sein, es muß auch noch eine Bereitschaft der Störche dazugekommen sein. Störche leben auch in der Brutzeit gesellig und doch in enger ehelicher Bindung der einzelnen Paare. Das hat ihnen sicher den Anschluß erleichtert. Jedenfalls können wir den Storch einen „Kulturfolger“ nennen, im Gegensatz zu den „Kulturflüchtern“, dem Auerhahn und, wie wir noch hören werden, dem Kranich. Aber wenn auch manche Instinkte der Störche, die der Nistwahl und der Fluchtbereitschaft, sich geändert haben mögen, so sind andere sehr starr geblieben. Unter der Bezeichnung Instinkt wollen wir hier eine in Generationen erworbene und nunmehr vererbte Form des Verhaltens verstehen.

Aber nun sehen wir uns ihn, den Weißen oder Haus-

storch, erst einmal etwas näher an! Es könnte heute wohl sein, daß unter meinen Lesern, kleinen oder großen, manche sind, die einen lebenden Storch bisher nur im Zoo und vielleicht nicht einmal dort gesehen haben. Sind doch die Störche in großen Gebieten Deutschlands entweder gar nicht oder nur während der Zugzeit zu beobachten. Das liegt an ihren Futteransprüchen. Sie sind Fleischfresser, die auf allerhand kleinere Tiere, in erster Linie auf Frösche und auf Mäuse Jagd machen. Davon brauchen sie aber, vor allem für ihre ewig hungrigen Jungen, große Mengen. Und namentlich Frösche gibt es in unbeschränkter Anzahl nur in offenem Gelände mit feuchten Niederungen und Wiesen, Bächen und Teichen. Deshalb fehlen die Störche schon immer in größeren Waldgebieten, im Hügelland und in den Mittelgebirgen, wenn es dort nicht ausgedehnte Teichgebiete gibt, wie etwa in der Lausitz. Häufig sind Störche nur noch in der Norddeutschen Tiefebene und in den Niederungen der großen Ströme, auch des Oberrheins und der Donau. Überall aber, wo Störche leben, sind sie eine Zierde der Landschaft. Da ist schon ihr Gefieder! Seine Grundfarbe ist ein freilich etwas schmutzig wirkendes Weiß. Davon heben sich die schwarzen Schwinge und das Rot des Schnabels und der langen Beine wirksam ab. Die drei deutlich gegeneinander abgesetzten Farben wirken bei Männchen und Weibchen wie eine auffallende Tracht, die stolz zur Schau getragen wird. Dazu paßt der langsame Stelzschrift, mit dem die stattlichen, achtzig Zentimeter hohen Vögel gleichsam würdevoll an den Wassergräben und über die Wiesen und Sümpfe dahinsteigen. Der Storch ist gut zu Fuße auf seinen kräftigen Beinen. Die fast zwanzig Zentimeter langen Fußknochen, die „Läufe“, werden hoch erhoben getragen, und der Unterschenkel ist bis zur Mitte unbefiedert. Mit diesen langen „Schreit“- oder „Stelz“-Beinen kann er schon weit in das Wasser hineinwaten, ohne sein Gefieder

zu durchnässen. Die Füße geben eine gute Standfläche. Die drei breiten vorderen Zehen sind am Grunde durch eine kurze Spannhaut verbunden; wie die Vorderzehen liegt auch die kleinere hintere Zehe in ihrer gesamten Länge dem Boden auf. Die Störche sinken deshalb auch in weichem Schlamm nicht tief ein. Und nun gehen sie auf Nahrungssuche. Sie müssen manche Strecke zurücklegen, ehe sie für sich und die im Neste auf Futter wartenden Jungen den Kropf genügend gefüllt haben. Es ist lehrreich, einem Storch dabei zuzusehen. Bequem kann er mit dem langen Halse und dem bis zu zwanzig Zentimeter langen Schnabel auf den Boden langen. Ohne große Eile spießt er hier einen Frosch, packt dort eine Maus, überrascht einen Maulwurf beim Aufwerfen des Haufens. Dann schnappt er sich einen Käfer, noch einen Frosch, faßt mit der Schnabelspitze wie mit einer Greifzange einen Regenwurm und zieht ihn langsam aus seiner Röhre, liest eine Schnecke auf und fängt zum Schluß noch eine Ringelnatter. Alles wird mit einigen ruckartigen Bewegungen von Schnabel und Hals hinuntergewürgt in den offenbar sehr geräumigen Schlund, der als Kropf dient. Nur die Schlange will nicht recht hinabrutschen. So erhebt er sich mit einigen langsamen Schlägen seiner über zwei Meter klaffenden Flügel und wendet sich zum Heimfluge nach dem oft ein Kilometer entfernten Horste. Mühelos gewinnt er an Höhe, und nun offenbart sich ein neues, fast noch stattlicheres Bild. Die Schönheit des Flugbildes von einem Seeadler oder auch einem Bussard wird wohl nicht erreicht; der gerade nach vorn gestreckte Hals und die weit nach hinten ragenden langen Beine stören die Geschlossenheit. Aber dafür besticht die Leichtigkeit, mit der die Störche, wenn sie erst etwas Wind unter den Flügeln haben, jede Luftströmung, jeden Aufwind zum Segeln ausnützen. Sie steigen in weiten, wiegenden Bogen und Kreisen auf, scheinbar mühelos gleiten sie dahin, und

man möchte ihnen ihre vier Kilogramm Körpergewicht kaum glauben.

Schon aus der Ferne wird der heranfliegende von dem am Horste wachehaltenden Störche und von den Jungen mit lebhaftem Geklapper begrüßt. Dann fußt er mit seinen Watfüßen doch recht geschickt auf dem Dachfirst und bringt seine Beute zum Nest, und jeder, der über den Bauernhof geht, freut sich des traulichen Bildes, am meisten von allen die Kinder. Sie werden nicht müde, „ihren“ Störchen zuzusehen und ihnen zuzujubeln: „Klapperstorch, du Guter, bring mir 'n kleinen Bruder; Klapperstorch, du Bester, bring mir mal 'ne Schwester!“

Auch alle Handlungen der Störche vollziehen sich rein instinktiv. Ihr freiwilliger Anschluß an den Menschen gibt uns eine gute Gelegenheit, in ihrem gesamten Lebenslauf die Triebhandlungen zu erkunden. Die Storchwirte in Norddeutschland sind davon überzeugt, daß es „ihr“ Storch ist, der sich Ende März auf seinem alten Bau wieder einstellt, „freudig“ durch Klappern grüßend und ebenso freudig wiedergegrüßt. Meist werden sie damit recht haben. Die Störche zeigen eine große Ortstreue, die sie aus ihren fernen Winterherbergen, unter Umständen tief aus Südafrika wieder an ihre alte Niststätte zurückführt. Meist ist es zunächst nur ein einzelnes Tier, das den Horst besetzt, und wohl stets ein Männchen. Aber das ist ihm ja äußerlich am Gefieder nicht anzusehen; die Männchen sind nur ein wenig größer als die Weibchen. Das weitere Geschehen und Gebaren spielt sich nunmehr nach feststehenden Regeln ab, denen wir Menschen gern menschliche Regungen und Gefühle unterlegen möchten. „Vorsorglich“ beginnt das Männchen den vom Winter meist stark mitgenommenen Horst auszubessern. Es stochert aber zunächst nur etwas daran herum, ohne, wie später, neues Nestmaterial heranzuholen. – „Sehnsüchtig“ schaut es nach seinem „treuen“ Weibchen aus – das

„merkwürdigerweise“ nicht mit ihm zusammen zurückgekehrt ist –. Sobald sich kreisend weitere Störche zeigen, ruft er „liebepoll“ mit immer wiederholtem Klappern seine „ungetreue“ Gattin herunter und macht ihr, wenn sie sich endlich zu ihm auf den Horst herabläßt, „ärgerlich“ Vorwürfe über ihr spätes Kommen, indem er das Gefieder anlegt und mit dem Schnabel nach ihr sticht. So könnten wir die vermenschlichenden Deutungen fortsetzen, würden uns damit aber das Verstehen nur erschweren. Auch die Störche leben, wie alle Tiere, nur in ihrer „Tier“- , also „Storchen“-welt, in der sie nicht durch Überlegungen, sondern durch Instinkte sicher geleitet werden, aber zugleich auch eng gebunden sind. Das schließt nicht aus, daß ihre Handlungen nicht gefühlsbetont seien, aber es sind eben „Storchen“-Gefühle, die wir besser nicht mit menschlichen Gefühlen verwechseln sollten. Die moderne Tierpsychologie bemüht sich um neue Begriffe und Bezeichnungen, die nicht vermenschlichen. Sie erkennt das andeutende, symbolische Nestbauen, das Klappern und die Drohbewegungen nach heranfliegenden Störchen nur als reine Triebhandlungen an. Ihr Sinn könnte etwa sein: „Ich mache darauf aufmerksam (Klappern), das ist mein Nest, das ich mir nicht streitig machen lasse (Drohen durch Stechen) und in dem genistet werden kann (symbolisches Nestbauen).“

Die auch bei anderen Gelegenheiten immer wieder vorgeführte Klapperstrophe ist stets nur der Ausdruck irgendeiner Erregung. Man kann ihr nicht von vornherein anmerken, ob sie gut oder böse gemeint ist. Sie kann sich Füttern, Nestbau oder Abwehr anschließen. Sie ist eine reine, in allen Teilen festgelegte Triebhandlung, eine „Bewegungsnorm“ und nicht etwa eine Stimmäußerung – die erwachsenen Störche sind stumm! Nur die Nestjungen können eine Art miauenden Ton hervorbringen. Die Strophe beginnt mit leichtem Klappern, währenddem der Kopf





weit nach hinten zurückgelegt wird, bis er auf dem Rücken zwischen den Flügeln liegt. Jetzt verstärken sich die Laute, vermutlich weil der Kehlsack freigelegt ist und als Resonanzboden dienen kann. Die harten, hornigen Schnabelscheiden werden krampfhaft schnell zusammengeschlagen, dabei wird der Kopf allmählich wieder nach oben und vorn zurückgeführt. Der Laut ist hart und schnell, fast maschinengewehrartig.

Wenn unter den herbeifliegenden Störchen das alte Weibchen ist, läßt es sich schließlich auf den Horstrand herab. Dann beginnt ein gegenseitiges Beklappern, aber auch Bedrohen, und oft kommt es zu Schnabelkämpfen und Mißverständnissen. Erst wenn die erste Begattung vollzogen ist, ist für dieses Jahr die Ehe wieder neu geschlossen. Wenn das vorjährige Weibchen nicht zurückkehrt, kann auch eine Neupaarung stattfinden. Nunmehr beginnt, ebenso triebmäßig, der Nestbau, gleichgültig, ob das Nest beschädigt ist oder nicht. „Er“ trägt meist das Baumaterial herzu, während „Sie“ einbaut. Selbstverständlich fehlt dabei nie die Klapperstrophe! Zunächst sind es Knüppel und Reiser, dann auch weichere Stoffe, Halme, Streu, auch Papier und Lumpen – und wenn die Bäuerin gerade „kleine Wäsche“ trocknet, ist auch die willkommen. Ein Gatte bleibt dabei stets am Neste, denn wie sie selber, so holen auch andere Störche gern in der Nähe Nestmaterial, statt es von weither heranzuschleppen. Von Mitte April ab legt die Störchin in Abständen von ein bis zwei Tagen meist vier Eier, beginnt aber sofort mit dem Brüten, so daß die Jungen auch in gleichen Abständen auskriechen. Dreißig Tage dauert es, bis die Jungen schlüpfen. Der Gatte löst die Störchin tagsüber stundenweise beim Brüten ab, so daß sie auf Nahrungssuche fliegen kann, nachts bäumt er in der Nähe auf zum Schlafen und Wachen. Nach dem Schlüpfen der Jungen, bei dem die Eltern kaum behilflich sind, beginnt für diese die Haupt-

arbeit. Die Störche sind ausgesprochene Nesthocker und kurze Zeit recht hilflos. Aber die Augen sind schon geöffnet, und das ist auch notwendig, denn die Alten teilen das Futter nicht aus! Es wird vielmehr – für uns keine appetitanregende Vorstellung – auf den Nestrand ausgewürgt und muß von den Jungen selbst aufgenommen werden. Deren Appetit erleidet deshalb keine Hemmungen, sie fassen zu und die Ältesten am schnellsten! Die Eltern kümmern sich nicht darum, ob auch keiner zu kurz kommt. Die Jungen betteln auch nicht etwa wie viele andere Nestjunge mit aufgesperrtem Schnabel, sie picken vielmehr auf den Nestrand, wenn sie Hunger haben. Und dann folgt, wie geschildert, die Klapperstrophe!

Schon am zweiten Tage nach dem Schlüpfen beginnen die Jungen mit den Klapperbewegungen des Schnabels, auch wenn sie, wie es das Ehepaar Heinroth getan hat, im Zimmer aus dem Ei aufgezogen wurden und natürlich von ihren Pflegeeltern niemals eine Klapperstrophe zu hören bekamen. Nur fehlte zunächst der Klapperlaut, so lange die Schnäbel noch zu weich waren. Das Zwangsläufige der Handlung zeigte sich sogar darin, daß die Jungen auch im Zimmer wie im Horste stets erst klapperten, wenn sie gefüttert wurden oder jemand an das Nest, einen strohgefüllten Korb, herantrat. Nach dem Bericht Heinroths mußten die Jungen, „selbst wenn sie sehr hungrig waren, stets erst die umständliche Klapperstrophe herunterleiern“, ehe sie das gereichte Futter aufnahmen. Erwachsene Störche klappern, wenn sie sich am Horste ablösen, vor und nach der Begattung, wenn fremde Störche vorüberfliegen, wenn sie sich beim Äsen auf der Wiese begegnen. Das Klappern der Jungen ist, nach Heinroth, vielleicht auch eine Art von Erkennungszeichen für die Eltern. Denn wenn in trockenen, also nahrungsarmen Sommern eines der Jungen, meist das jüngste, schwach wird und nicht mehr recht klappert, wird es von den Eltern gelegentlich

wie etwas Fremdes aus dem Horste herausgeworfen. Wir möchten das für „roh und grausam“ halten, aber vielleicht ist es arterhaltend? Lieber das eine schwächste Junge opfern, als alle gefährden!

Dreiundsechzig Tage hocken die Jungen im Neste, vom zweiten Tag ab auf den zunächst noch kurzen Füßen. Von der dritten bis zur fünften Woche wachsen die Fußknochen oder Läufe besonders rasch, man erkennt es schon äußerlich an den wie geschwollen erscheinenden Fußgelenken. Am einunddreißigsten Tage setzt auch ein auffallendes Wachstum der Schwingen ein, aber die Jungstörche bleiben doch ausgesprochene Nesthocker. Sie können im Alter von drei Wochen schon gut stehen, sie versuchen vom sechsunddreißigsten Tage ab ohne Anleitung, auf einem Beine zu stehen, sie üben von der sechsten Woche ab viel ihre Flugmuskeln und machen namentlich bei starkem Wind hohe Luftsprünge auf dem Horst. Aber erst im Alter von zweieindrittel Monaten verlassen sie das Nest, und zwar fliegend. Auch das Fliegen ist, entgegen allen Annahmen und schönen Erzählungen, „rein angeboren. Das Vorbild der Eltern kommt überhaupt nicht in Betracht“ (Heinroth). Das gilt ebenso für andere Nesthocker in hochliegenden Nestern. Wie sollten zum Beispiel die Mauersegler ihre Jungen das Fliegen lehren? Diese können es entweder beim ersten Versuch, oder – sie stürzen auf das Pflaster! Der erste Flug ist freilich nie so gewandt wie der der Eltern. Auch die Jungstörche flattern zunächst mit hastigen Flügelschlägen und lernen es erst nach und nach, sich mit einem Sprung vom Nest zu schwingen und dann in elegantem Gleitflug allen Hindernissen, Schornsteinen wie Bäumen, sicher auszuweichen.

Im August bleibt der Horst mehr und mehr verlassen. Die Jungstörche begleiten die Eltern bei der Nahrungssuche. Sie werden zunächst noch ab und zu von den Alten

gefüttert, suchen sich aber mehr und mehr ihre Nahrung selbst und mästen sich dabei für die große Reise. Zu erkennen sind sie an den noch dunklen Beinen. Der Familienverband geht allmählich in größeren Gemeinschaften auf. Immer häufiger schwingen sich die nun völlig Erwachsenen bei den ausgedehnten Futterwanderungen in Wiesen und Sümpfen hinauf ins Luftmeer in größere Höhen. Hier kreisen sie schwebenden Fluges mit ausgebreiteten Flügeln in den warmen aufsteigenden Luftströmen des Hochsommers. Unübertrefflich schildern es die Worte W. von Sandens: „Wie befreit von den Gesetzen der Schwere ziehen sie zu den Säumen der Wolken ohne Flügelschlag, in ruhigem Bogen sich kreuzend. Nur noch wie Schwalben erscheinen sie, kleiner und kleiner werdend tauchen sie fort in die von sommerlichen Wolken unterbrochene Bläue des Himmels“ (aus „Guya, See der Vögel“).

Und eines Tages im August sind sie verschwunden, fortgezogen nach dem Süden. Andere Scharen folgen ihnen; vom Norden kommend, fallen sie an den verlassenen Wiesengräben ein, stillen hier in gleicher Weise ihren Hunger und verschwinden wieder, ebenfalls nach Süden. Schon seit Jahrzehnten wissen wir, daß ihre Reise sie nach Afrika führt, in die Sumpfbiete zwischen den Hochketten des Atlas in Nordwestafrika, ins Land der Pyramiden und noch viel weiter südlich, in den heißen Sudan, ja bis hinunter in die Weiten und Steppen Südafrikas. Berichte der Reisenden bezeugten es, die Schwärme von Störchen und anderen Sumpfvögeln in unserem Winter dort beobachtet hatten; die Neger erzählten von ihrer Jagd auf die großen „Heuschreckenvögel“, die im Dezember, dem Sommermond der südlichen Breiten, den Schwärmen der Wanderinsekten folgten, und endlich brachten sogar vereinzelt „Pfeilstörche“ Spuren der Negerjagden in Form afrikanischer, in der Haut eingehelter Wurfspere wieder mit zurück in ihre Brutheimat im Norden.

Das Geheimnis dieser jährlichen Wanderzüge über viele Tausende von Kilometern ist durch die Vogelzugforschung zu einem großen Teil aufgeklärt, aber freilich nur, um immer wieder neue Rätsel aufzugeben. Der Storch hat sich dabei als ein besonders geeignetes Beobachtungs- und Versuchstier erwiesen. Wir werden in den nächsten Kapiteln, die von Reiher, Kranichen und anderen Zugvögeln handeln, noch mehr darüber erfahren.

FISCHREIHER

Die Fischreiher stehen in einem schlechten Rufe. Sie gelten als die schlimmsten Schädiger unsrer Teich- und Fischwirtschaft; ihr Appetit ist sprichwörtlich: „Gefräßig wie ein Reiher“ gilt nicht als eine Empfehlung! Auch ihre sonstigen Tisch- und Lebenssitten gelten nicht als vorbildlich. Daß sie die im Kropf gesammelte Beute, wie die Störche, ihren Jungen auf den Nestrand herauswürgen, wird abfällig als „Speien“ bezeichnet; auch ihre häufigen und gewiß nicht appetitlichen Darmentleerungen werden ihnen gern mit einem besonders derben Wort unserer Umgangssprache tadelnd vorgeworfen. Und sonderbar – dem Störche nimmt man diese notwendige Verdauungsleistung nicht übel! – „Aber der Reiher ist doch böartig und heimtückisch, davon wissen die Wärter im Zoo ein Lied zu singen!“ – Selbst wenn wir zugeben müssen, daß es im allgemeinen geraten ist, sich vor dem blitzschnellen Zustoßen des harten und spitzen Reiherschnabels in acht zu nehmen: ist das denn ein Beweis für „Heimtücke“?

Sicher ist, daß die Reiher sich nicht an uns Menschen so anschließen wie die Störche, kein fröhlicher Kindervers begrüßt ihre Rückkehr im Frühling, keine Volkssage schreibt ihnen Teilnahme an unserm menschlichen Geschehen zu! Aber könnte es nicht sein, daß wir Menschen auch daran wenigstens mitschuldig sind? – Schon immer werden die Reiher als Mitbewerber um den Fischreichtum unsrer Teiche, Seen und Flüsse rücksichtslos verfolgt. Sie genießen keinen Jagdschutz wie die Störche, sondern sie können das ganze Jahr hindurch weggeschossen werden; ihre Kolonien dürfen zerstört werden, wenn es dem

Jagdberechtigten gut dünkt. Ist es dann ein Wunder, wenn die Reiher sich entsprechend benehmen und dem Menschen möglichst aus dem Wege gehen – oder fliegen? Ein Wunder ist es eher, daß es überhaupt in Europa und in Deutschland noch Reiherhorste gibt! Denn der Reiher ist noch immer Brutvogel in Deutschland, und im geeigneten Gelände können wir auf ihn rechnen.

Im milden Winter 1951/52 fanden Vögel, die auch sonst ihre Nahrung an offenen Wasserflächen suchen, auch weiterhin genügend Möglichkeiten hierzu und konnten sich deshalb die weite Winterreise sparen. Dazu gehörten auch manche Reiher. So sah ich einige von ihnen Mitte Januar an den großen Stauseen südlich von Leipzig, die von der Industrie angelegt wurden, um eine Überlastung der Flüsse mit Sinkstoffen, Schlamm und dergleichen zu vermeiden. Auf den ein wenig über den Wasserspiegel aufragenden Schlammböden standen inmitten Tausender ruhender Wildenten zehn bis fünfzehn Reiher, die, ruhig auf einem Bein stehend, den Tag verdösteten. Wahrscheinlich war ihre Frühstücksstunde, in der sie sich im Wasser ihr Tagesfutter geholt hatten, schon vorüber. Mit tief eingezogenem Kopf unbeweglich stehend, erinnerten sie an kleine Schneiderpuppen mit übergehängten grauen Gehörcken, die zur Anprobe zurechtgestellt waren. Einzelheiten waren aus der großen Entfernung selbst mit dem Glase nicht zu erkennen. Offenbar hatten sie den Zug nach Südfrankreich, den Mittelmeerländern oder zum Weißen Nil und nach Abessinien hier unterbrochen und warteten ab, ob ein neuer Frosteinbruch sie doch noch zum Weiterflug zwänge. In weiten Gebieten der norddeutschen Ebene mag es an den Binnengewässern ähnlich ausgesehen haben.

Aber in mir stieg die Erinnerung auf an frühere Beobachtungen in den großen Elster- und Luppenauen nordwestlich der Großstadt. An einem schönen Maitage war

ich einsam weit hinaus und halbwegs bis zum Saaletal gewandert. Im Auenwalde hatte ich die bleichgrünen Blütentüten des Aronstabs mit ihrem roten Kolben in der Mitte gefunden; über mir riefen Pirol und Kuckuck. Als ich aus dem Walde an den Rand einer großen, natürlichen Wiesenlichtung trat, stockte mein Fuß. In der Mitte der Lichtung lag, wie ich wußte, ein Altwasser. Vor einigen Jahren hatte das Hochwasser den mehrjährigen Schilfbestand des Flußufers mit Sand und Schlamm überspült, so daß flaches Wasser von einigen Dezimetern Tiefe vom Fluß bis zu dem Tümpel heranzuführte. Und in diesem flachen Wasser da drüben stand ein grauer Vogel, fast storchengroß, mit gelblichem, derbem, etwa zehn Zentimeter langem Schnabel und dunklen, langen Beinen – zweifellos ein Reiher! Schnell, aber vorsichtig das Glas zu den Augen! Ja, es stimmt: der lange, weiße Hals, schwarzer Oberkopf – jetzt dreht er sich zu mir herüber und zeigt die weiße Stirn. Schön mattgrau sind die lang nach hinten fallenden Schulterdeckfedern und die grauen Flügeldecken! Die Unterseite des Körpers ist weiß; auch der schwarze Seitenstreif, den die zusammengelegten Handschwingen bilden, ist zu erkennen. Dazu kommen die eigentümlichen Bewegungen! Langsam hebt er die langen Füße und steigt mit großen Schritten im flachen Wasser umher. Dabei wird der fast waagrecht gehaltene Rumpf nicht ruckweise im Takte der Beine bewegt, er wird ganz gleichmäßig, gleichsam schleichend vorwärts gezogen oder geschoben. Der Hals ist stark winkelig eingezogen, der Schnabel bereit zum Zustoßen, nach vorn gestreckt. Wenn ich näher wäre, würde ich auch wohl den hellgelben Ring um das Sehloch, die „Iris“ des Auges, erkennen – ja, jetzt sehe ich sie deutlich. Viele Menschen empfinden den Blick solcher hellen Vogelaugen als „stechend“ und „heimtückisch“. Ich sehe das nicht recht ein, am Reiherauge fehlen auch die Möglichkeiten, an der

Stellung des umgebenden Gefieders oder an der Bewegung der Augenlider die Stimmung abzulesen wie etwa bei den Eulen. Sicher ist bei dem Tier vor mir nur gespannteste Aufmerksamkeit im Blick. Daß man ihm sein Ausschauen nach der naturgemäßen Nahrung als „Mordlust“ auslegt, ist menschliche Anmaßung. Der Mensch würde auch ohne Rehbraten noch nicht verhungern, wohl aber die Reiherbrut ohne Fische!

Plötzlich da drüben eine überraschende Bewegung! Blitzschnell ist der Schnabel vor- und zurückgefahren – hat er im Zustoßen einen Fisch gepackt? Es blitzt silbrig auf; einige ruckartige Hals- und Schlingbewegungen, die Wellenringe im Wasser verebben nach außen, abermals Ruhe. So konnte ich damals den Reiher längere Zeit bei der Jagd beobachten. War es ein Hahn, war es eine Henne? Sie sind ja kaum zu unterscheiden, und wenn sie auch damals gerade brüten mochten, so lösen sie einander beim Brüten doch mehrmals am Tage ab. – Ich sah den Reiher damals auch abfliegen. Mit einigen Sprüngen und wuchtenden Schlägen erhob er sich und flog nach Westen. Leider konnte ich damals sein Flugbild nicht beobachten. Aber ich kenne es von vielen anderen Gelegenheiten. Es erinnert an das des Storches, ist aber doch nicht damit zu verwechseln. Der Reiher zieht im Fluge den Hals ein – und er geht nur selten aus dem Ruderflug zum Gleitflug über!

Auch bei der Futtersuche ist das Bild von Storch und Reiher sehr verschieden. Der Gang ist ähnlich, nur macht der Reiher längere Schritte. Der Storch hält sich aufrecht und spießt seine Beute bedächtig; er hat mich dabei oft an einen Parkgärtner erinnert, der Papier und Abfälle mit einer langen Zange aufliest! Reiher dagegen schleichen geduckt und stoßen dann blitzschnell zu, selbst wenn sie Nistmaterial aufheben oder Wasser schöpfen. Es sieht immer aus, als ob sie jemanden überlisten müßten. Aus dem anatomischen Bau von Beinen und Hals sind die Be-

wegungen gut zu verstehen. Dazu müssen wir uns den eigentümlichen Bau des Vogelfußes noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen! Von den Mittelfußknochen, die bei Menschen den Fußrücken oder den „Spann“ bilden, sind bei den Vögeln nur drei übrig; sie sind aber sehr verlängert und zu einem röhrenförmigen Knochen, dem „Lauf“, verschmolzen. An jedem Brathuhn, in jedem „Gänseklein“ können wir den Laufknochen suchen und dabei die drei Gelenkenden vor den drei Vorderzehen beobachten. Für die vierte nach hinten gerichtete Zehe ist nur eine undeutliche Gelenkfläche vorhanden. Die stärkste Veränderung aber weist die Fußwurzel oder das Fußgelenk auf, die bei uns ein zusammengesetztes Gelenk darstellen. Kein Vogel hat einen echten Fersenknochen! Es werden mehrere Fußwurzelknochen angelegt. Davon verschmilzt die Reihe der äußeren, das heißt vom Körper weggerichteten, während des Wachstums mit dem Laufknochen; die inneren, darunter Sprung- und Fersenbein, verschmelzen mit dem Schienbein des Unterschenkels. Dazwischen entsteht ein neues, einfaches Gelenk, das „Intertarsalgelenk“, das für alle Vögel bezeichnend ist.

Bei den Reihern und Störchen, auch beim Kranich, sind die Laufknochen stark verlängert, die Höchstmaße sind beim Reiher hundertsechzig Millimeter, beim Storch hundertneunzig und beim Kranich zweihundertsechzig Millimeter. Im Fußgelenk werden sie völlig gestreckt, in der Ruhe sogar überstreckt getragen und durch ein federndes Band, das „Schnappgelenk“, festgehalten, so daß das Stehen auf einem Bein keine Muskelanstrengung bedeutet und nicht ermüdet. Die Vögel sind also nicht eigentlich hoch„beinig“, sondern hoch„füßig“! Ähnliches gilt ja auch für die Unpaar- und Paarzeher (Pferde, Hirsche) unter den Säugetieren, aber diese haben stets einen echten Fersenknochen und können das Fußgelenk nicht überstrecken.

Im Halse des Reiher können mehrere Gelenke zwischen den elf Wirbeln stark gebeugt werden, so daß der Hals S-förmig geknickt wie ein Speckhaken, an dem die Schlächter ihre Rinderhälften aufhängen, getragen werden kann. In dieser Stellung wird er durch ein elastisches Band gehalten, das erst durch Muskelzug gestreckt werden muß. Deshalb bedeutet die gekrümmte Haltung zugleich Ruhe- und Angriffsstellung. Beim Zustoßen wird der Schnabel wie eine Lanzenspitze nach vorn geschleudert. Dabei behält der Hals die notwendige Festigkeit in der Richtung, weil er durch seitliche Knochenvorsprünge versteift ist.

Heinroth und andere haben übrigens festgestellt, daß von Menschen aufgezogene Reiher zahm bleiben können und nicht dazu neigen, unerwartete Schnabelstöße auszuteilen. Sie strecken vielmehr zur Begrüßung dem Pfleger Hals und Schnabel lang entgegen, und in dieser Stellung sind sie unfähig zum Zustoßen, gewissermaßen wehrlos! Heinroth vergleicht das geradezu mit menschlichen Begrüßungssitten. Wir bieten zum freundlichen Gruße die offene Hand, als Zeichen, daß wir keine versteckte Waffe tragen; Naturvölker legen zuvor sichtbar Lanzen und Schwerter, Bogen und Pfeil ab. Wer freilich die Grußgebärden der Reiher nicht versteht und sie mit Angriffen beantwortet, der kann auch bei einem zahmen Reiher die Abwehrhaltung und dann den Stoß auslösen. Wenn dieser sich dann auch noch gegen die Augen des vermeintlichen Angreifers richtet, dann soll der arme Vogel „böartig“ sein.

Eine Besonderheit der Reiher muß noch erwähnt werden – sie pudern ihr Gefieder, statt es wie andere am Wasser lebende Vögel einzufetten, um es wasserdicht zu machen. Am Rumpf sitzen besondere „Puderdaunen“, von denen sich dauernd feine, glänzende Hornschüppchen lösen, die mit dem Schnabel auf die Federn verteilt werden und wie Talkumpuder wirken. Dafür ist die Bürzeldrüse verkümmert!

Reiher nisten gesellig auf Bäumen in Kolonien, und zwar stets hoch in den Wipfeln, vermutlich wegen des leichteren An- und Abfluges. Dort können Hunderte von Paaren zusammen nisten, aber das ist bei uns selten. Die Kolonien liegen meist in der Nähe von Gewässern, so eine kleine Kolonie am Einfluß der Luppe in die Saale, zu welcher wohl der von mir in der Luppenaue beobachtete Vogel gehörte. Die Entfernung betrug etwa zehn Kilometer! Eine größere Kolonie habe ich einmal in der einsamen Letzlinger Heide nördlich von Magdeburg besucht. Schon von weitem kündigte uns das Geschrei der Jungen und das Gekrächz „Kräih“ der Alten die Lage an. Wir zählten wohl achtzig bis hundert Horste, die anscheinend alle besetzt waren. Die Spuren des flüssigen Kotes, der über den Nestrand entleert wird, und faulende Futterreste – ich fand nur Fische – machten den Aufenthalt unter den Horsten nicht gerade zu einer Annehmlichkeit. Oben war lebhafter Verkehr. Namentlich wenn wir an einige Stämme klopfen, erhoben sich die Alten mit großem Geschrei und wuchtenden Flügelschlägen. Das wirkt nicht so leicht beschwingt wie bei den Störchen, und dabei sind doch selbst erwachsene Tiere höchstens halb so schwer wie Störche, etwa zwei Kilo!

Die Triebhandlungen bei Nestgründung und Horstbau der Reiher ähneln denen der Störche, nur daß an Stelle der Klapperbegrüßung eine Art Krächzen und oft die Streckbewegung des Halses tritt. Oft gibt es in solcher Kolonie auch allerhand Auseinandersetzungen. Sie äußern sich aber meist nur in geräuschvollen Verfolgungsflügen, wirkliche Kämpfe werden trotz häufiger Bedrohung mit dem Schnabel nicht ausgefochten. Der beobachtete Horstplatz in der Letzlinger Heide lag im dichten, einsamen Walde und mindestens ein paar Kilometer von den nächsten Wasserflächen entfernt. Bei anderen Horstplätzen ist die Entfernung größer; bis zu achtzehn Kilometer

sind gemessen worden! Und so weit bringen die Alten den Jungen nicht nur das gesamte Futter, meist kleine Fische, sondern bei heißem Wetter auch Wasser heran, das sie aus Kropf und Schnabel über die Jungen entleeren. Das gleiche tun übrigens auch die Störche.

Wenn die Jungen mit sieben Wochen einigermaßen ausgefedert sind, verlassen sie das Nest und halten sich in seiner nächsten Umgebung auf den Ästen auf. Ein eigenümlicher Anblick, wie sie da mit ihren hohen Füßen auf den schwankenden Zweigen das Gleichgewicht finden! Aber ihre Zehen können noch besser klammern als die der Störche. Dabei üben auch sie ihre Flugmuskeln. Mit neun Wochen sind sie voll flugfähig und zerstreuen sich dann bald. Fliegen lernen auch sie von selbst, ohne daß die Alten es ihnen beibringen müssen!

An gefangenen Reihern ist einmal festgestellt worden, wieviel Nahrung ein ausgewachsener Reiher braucht. Es sind ganze dreihundertdreißig Gramm für den Tag. Andere geben niedrigere Zahlen an. Bei der Aufzucht der Jungen wird natürlich mehr gebraucht. Aber in dem eingebrachten Futter sind neben Fischen auch andere Tiere, Frösche und Mäuse, gelegentlich auch Wollhandkrabben festgestellt worden. Der wirtschaftliche Schaden fällt also sicher nicht so sehr ins Gewicht, wie von den Fischereipächtern oft behauptet wird. In der Nähe von Fischzuchtteichen mag man sie vielleicht vergrämen, denn der einzelne Reiher ist recht scheu und deshalb auch nicht so leicht im Fluge zu schießen. Deshalb werden wir auch immer wieder hier und da Reiher an Gewässern fischen oder mit langsamen rudernden Schwingen über uns wegstreichen sehen – und uns daran erfreuen. Er ist wirklich besser als sein Ruf!

KRANICHE

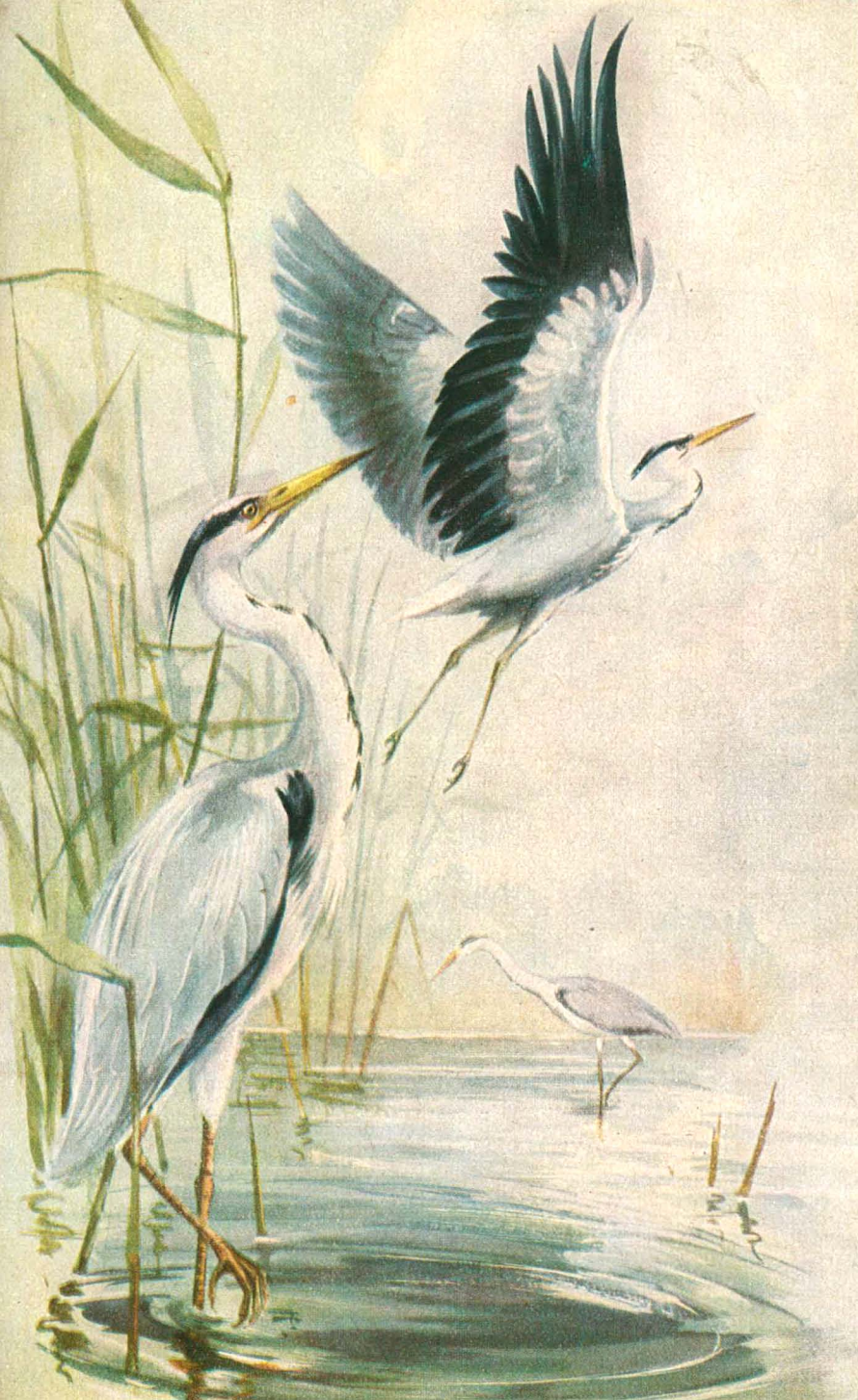
*„Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
von Kranichen begleiten ihn,
die fernhin nach des Südens Wärme
in graulichem Geschwader ziehn.“*

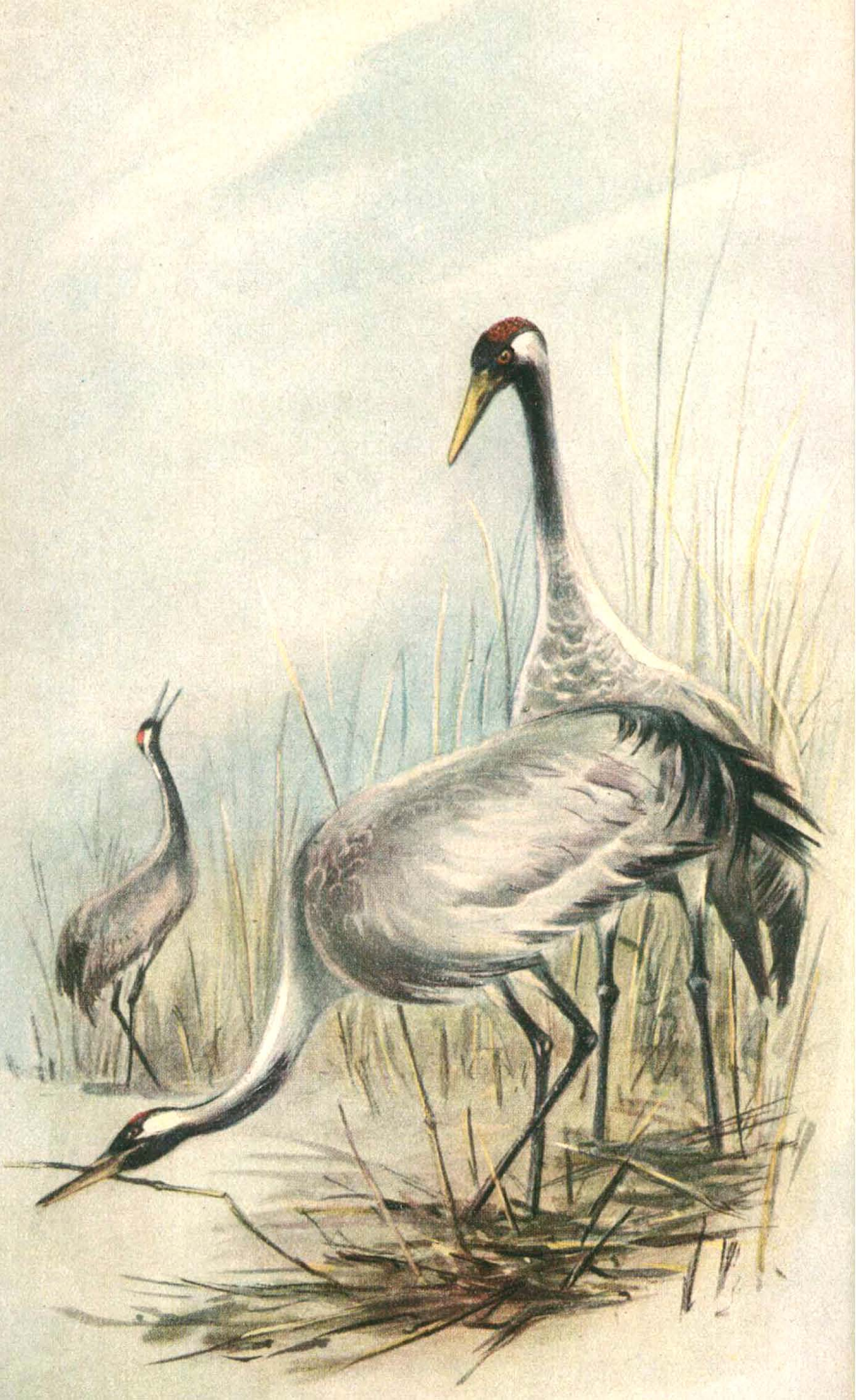
Vielen meiner Leser werden sie nur aus dem Zoo und aus Schillers Ballade von den „Kranichen des Ibykus“ bekannt sein und wohl auch – bleiben, diese grauen Wanderer mit den großen Schwingen! Noch immer zwar fliegen in den Herbsttagen Kraniche in ihren „Keilhaken“ über unsere Städte, Felder und Wälder nach Süden. Noch immer kehren viele im Frühjahr in ihre Brutheimat in die norddeutschen Sümpfe und Brüche zurück und erfüllen sie mit ihren schmetternden Rufen: „Gruh-gruh-gruh“ oder „Kor-kor-kor“! Aber sie sind nicht leicht zu beobachten: Kraniche brüten nicht in Kolonien wie die Reiher, und sie weichen dem Menschen so weit als möglich in einsame Schilf- und Bruchlandschaften aus. Sumpf und Moor werden mehr und mehr der Kultur erschlossen, und an diese will und kann der Kranich sich nicht gewöhnen. In Nordeuropa brütet er noch in größerer Zahl, aber in Deutschland geht die Zahl der Brutpaare immer mehr zurück. Zur Zugzeit, an Plätzen, an denen sich seit Jahrzehnten die großen Vögel vor dem Fluge sammeln, wie an der Müritz in Mecklenburg oder im Havelländischen Luch, jedoch können wir auch jetzt noch gelegentlich Tausende antreffen. Wie ein Märchen allerdings klingt es, daß sich einst wenige Wegstunden vor den Toren Berlins an die fünfzehnhundert Kraniche zum Herbstfluge zu sammeln pflegten. – Auch wenn die Kraniche auf dem Zuge rasten, sind sie nicht leicht zu beobachten

Die Kraniche sind unsere größten, genauer gesagt: höchstgebauten fliegenden Vögel. Sie gehören auch zu den schwersten. Nur Trapphähne und Höckerschwäne wiegen mehr. So starke Flieger verfügen über viel Kraftreserven und brauchen keine längeren Futterpausen wie etwa die viel schwächeren Reiher. Sie sind auch keine Segelflieger wie die Störche, die darum Gebiete vermeiden, wo sie keine aufsteigenden Winde antreffen! Mit langsamen, aber fördernden Flügelschlägen, oft in Höhen von ein- bis zweitausend Metern, ziehen die Kraniche in ununterbrochenem Fluge geraden Wegs über Länder, Gebirge und Meere ihren Zielen zu. Ihre laut trompetenden Rufe, ihre strenge Zugordnung – „die fliegende 1 (Eins) am Oktoberhimmel“ nennt sie von Sanden – haben schon im Altertum die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen!

Der einzelne Kranich bietet im Fluge ein ähnliches Bild wie der Storch, bis auf den kürzeren Schnabel. Vom Reiher ist er, ganz abgesehen von der Größe, leicht zu unterscheiden. Die Grundfarbe ist dunkler, grauer als beim Reiher. Der Hals wird niemals eingezogen getragen. Auch im Fluge ist die vordere schwarze Hälfte gut zu erkennen. Der purpurne Hautfleck am Scheitel und die weißen vom Auge zur Rückseite des Halses ziehenden Federstreifen allerdings sind im Fluge kaum zu sehen. Der gestreckte Hals und der kurze Schnabel entsprechen der Lebensweise der Kraniche. Sie brüten zwar in unzugänglichen Schilfdickichten am Wasser oder im Wasser. Dabei können sie ihre über fünfzig Zentimeter hohen Beine gut gebrauchen. Ihre Nahrung aber holen sie sich vornehmlich aus dem Pflanzenreiche; Blätter, Sprosse, Samen, Knollen und daneben Insekten, Würmer und Kriechtiere, die sie sich von Feldern, Wiesen und Brachländern holen. Dazu brauchen sie weder einen langen Zangenschnabel wie die Störche noch einen vorschnellbaren Spieß wie die Reiher.

Wie in der Ernährung weichen die Kraniche auch in ihren Brutgewohnheiten von den beiden Schreit- oder Stelzvögelarten ab. Ihr Nest steht nie auf Bäumen oder gar auf Dächern, sondern stets am Boden als ein wenig geordneter Haufen von Schilfhalmen, meist in Schilf- oder Riedgrasbeständen, aber doch so, daß es einen freien Ausblick gewährt. Beim Sichern mit Auge und Ohr können die Kraniche ihren Kopf fast bis zu Menschenhöhe erheben, und sie tun es häufig, denn Scheu und Vorsicht sind das Lebenselement der Kraniche. So gesellig die Kraniche im Herbst und auf dem Zuge, auch in ihren Winterherbergen sind, nach der Rückkehr zerstreuen sie sich zunächst in kleinere Gruppen und dann in Einzelpaare, die während des Sommers eng zusammenhalten. Jedes Paar sichert sich einen eigenen, wenn auch begrenzten Brutbereich im Schilf und ein dazu gehörendes Äsungsgelände, ein nicht allzuweit entferntes Stück eines Ackers, einer Wiese oder eines Saatfeldes. In diesem Gebiet bleiben die Paare immer beieinander oder wenigstens in dauernder Fühlung durch ihre Rufe. Außerhalb der Brutzeit fliegen sie dicht hintereinander, sie landen gemeinsam mit ein paar kurzen Sprüngen auf ihrem Felde zum Äsen, sie halten hier paarweis ihre netten Balztänze: keines kann etwas tun, an dem nicht der andere beteiligt wäre. Georg Hoffmann macht in seinem Buche „Rund um den Kranich“ als erster darauf aufmerksam, daß die Rufe der Kraniche im Sommer stets zweisilbig erklingen. „Kor-lü, Kor-lü, Kor-lü“ rufen nach der Deutung der Einheimischen die Kraniche. Korlu heißt der Vogel, der seine zwei „Korlu“-Eier in das „Korlu“-Nest legt. Ein Vogel, der seinen Partner verloren, ruft aber stets nur einsilbig „Kruh, Kruh, Kruh“! Hoffmann stellte fest, daß der Doppelruf aus Frage und Antwort der Ehepartner entsteht; der eine ruft „Kruh“ oder „Gruh“, und der andere muß sofort mit einem etwas höheren „Lu“ antworten.





Wenn der eine „A“ sagt, muß der andere sofort „B“ sagen; dieser Doppelruf bindet das Paar, auch wenn es während der Brutzeit räumlich getrennt ist. Er kann auch geändert werden. Bei großer Erregung antwortet der zweite auf das „Kruh“ zweisilbig mit „Lu-lu“, und dieser dreisilbige Warnruf wird den Nachbarpaaren beim Überfliegen zugerufen und von ihnen auch dreisilbig beantwortet! Der dreisilbige Ruf ertönt nicht, wenn die Kraniche von Menschen gestört werden, wohl aber zum Beispiel, wenn ein fremder Kranich vorüberfliegt. Sonstige Anlässe vermögen wir nicht zu durchschauen, und so vermögen wir auch eine genauere Bedeutung nicht zu erkennen.

Die Kranichhenne legt in Abständen von zwei Tagen insgesamt zwei, selten drei Eier. Sie werden von beiden Eltern abwechselnd neunundzwanzig Tage bebrütet. Die Jungen tragen zunächst ein fuchsrotes oder rötlichbraunes Daunenkleid. Schon nach einigen Stunden kann der Erstling, meist vom Vater geführt, das Nest verlassen, während die Mutter noch weiter brütet. Die Jungen sind also ausgesprochene Nestflüchter. Sie können auch schon kleine Wasserrinnen schwimmend überqueren, denn zunächst trägt sie noch die Luft im Daunenkleide, und die kurzen Ständer sind sofort recht kräftig und auch als Ruder zu gebrauchen. Später wachsen ja wie bei den Stelzvögeln die Läufe stark in die Länge; sie sind bei erwachsenen Kranichen bis sechsundzwanzig Zentimeter lang, länger als bei Storch und Reiher! Da auch der Unterschenkel bis zur Hälfte unbefiedert ist, haben Kraniche lange Beine, mit denen sie auch durch recht tiefes Wasser waten können. Sie scheuen auch nicht davor, daß ihr Bauchgefieder dabei naß wird, obwohl sie es weder einfetten noch einpudern können. Als nordische Brutvögel sind sie sehr hart und wetterfest. Beobachter, die ihnen in ihren einsamen Brutgebieten nahe genug gekommen sind, berichten, daß sie selbst in kalten Apriltagen im

eisigen Wasser der Moorgräben ausgiebig badeten. Dann trockneten und schüttelten sie im auskühlenden Winde ihr Gefieder, vor allem die schönen gekräuselten und zerschlissenen Fahnen der Oberarmfittiche, die ihnen rechts und links wie zwei Federbüsche bis über den Schwanz herabhängen. Und wie oft kommt es vor, daß ein Wetterumschlag Ende April und selbst Anfang Mai die brütenden Tiere mit kaltem Regen und sogar mit Schnee überschüttet! Dann liegt ihr schöner Federschmuck auf dem Rücken wie angeklatscht.

In ihren einsamen Brutgebieten lassen sich die Kraniche selten von einer Gefahr überraschen. Sie sind ja außerordentlich scheu und wachsam. Immer wieder sichern sie hochoberhobenen Halses mit Aug und Ohr nach allen Seiten. Meist bemerken sie einen nahenden Störenfried eher, als sie von diesem ausgemacht werden. Dann verläßt der brütende Vogel unauffällig das Nest und schleicht sich geduckt und lautlos durch das Schilf davon. Die Nestjungen werden dabei durch Picken auf dem Boden mitgelockt, ja, es ist beobachtet worden, daß der Altvogel den Kleinen unter rasch angehobene Schilfhalme schob und daß dieser dort auch ruhig sitzenblieb. Bei plötzlich auftretender Gefahr hat aber der aufgescheuchte Kranich das „hilflos“ im Wasser zappelnde Junge wohl auch „rücksichtslos“ zurückgelassen. Doch vielleicht lenkt er gerade durch seine laute Flucht die Aufmerksamkeit des Verfolgers von den Jungen ab, die sich rasch ducken? Wer will die Zweckmäßigkeit aller Instinkte zweifelsfrei deuten?

Georg Hoffmann beobachtete und belauschte die Kraniche und hat uns in seinem Buche „Rund um den Kranich“ eine lebendige Schilderung ihrer Balz gegeben. Sie begann, während die Kraniche auf dem schwarzen Acker ästen. „Sie unterbrachen ihre Nahrungssuche und erhoben sich in die Luft. Sie kamen auf den Einfall, sich

zu haschen, und jagten einander über das halbe Bruch. Der hintere suchte den vorderen mit dem Schnabel zu berühren, aber der vordere eilte desto mehr und wich aus, so gut er es konnte. Den Hahn jedoch spornte die Kraft seiner Tollheit an, und er holte den Vorsprung nur zu bald auf, den die Überraschung ihm abgewonnen. Es ergab sich hieraus nichts, als daß die Kraniche, im Bruch nebeneinander stehend, die Schnäbel aufwarfen und trompeteten, laut und weitschallend. Später strichen sie zum Acker hinüber, und dort nahm die Balz einen lustigen Fortgang. Sie stellten sich einander gegenüber, öffneten die Flügel und tauschten übertriebene Verbeugungen. Sie schritten zurück und gegeneinander vor, hüpfen bald nach links, bald nach rechts. Sie umtanzten sich und erlahmten darin nicht, sich unaufhörlich voreinander zu verbeugen. Dann streckte der eine seine Flügel gänzlich von sich und drehte sich um die eigene Achse, einmal links herum, einmal rechts herum, wie einer, der einen wehenden Schleier um sich herum schwingt. Es war etwas Grazie dabei, aber noch mehr von der Ungeschicklichkeit zu langer Gliedmaßen. Doch jedes Wesen legt den eigenen Rhythmus in die Bewegungen seiner Balz, und es war gewiß kein Mensch zum Tanzmeister gebeten. Darum hätte der Mann, der in der Nähe seinen Kartoffelacker grub, es sich sparen können, in ein schallendes Gelächter auszubrechen, als er die Kraniche also tanzen sah. Es war ihnen Ernst mit ihrer bewegungsreichen Werbung, wenn es auch drollig genug aussah.“ Heinroth, der auch Kraniche aus dem Ei aufgezogen hat, beschreibt die Tanzschritte als einen „Prahlmarsch“; es mache den Eindruck, als wolle der Vogel „Eindruck schinden“. Er meint überhaupt, daß der so „stolz“ wirkende Vogel im Grunde recht einfältig sei und nur ein geringes Lernvermögen besitze im Gegensatz zu der als „dumm“ verlästerten Gans. Die gezähmten Vögel waren sehr anschußbedürftig und hielten sich gern

in der Nähe der Kehrfrauen auf, gerieten aber bei der geringsten Störung in sinnlose Angst. Ihr Verhalten mache den Eindruck eines „Gemisches von maßloser Einbildung und bodenloser Feigheit“.

Zu den großartigsten Instinktleistungen gehört beim Kranich wie bei anderen Zugvögeln der jährliche Flug nach dem Süden und wieder zurück in die Brutheimat. Wir wissen, daß vor allem der Zug der Kraniche schon im Altertum bekannt war. Aristoteles und Plinius berichten darüber. Die großen Scharen grauer Wanderer, die Jahr für Jahr im Herbst in großer Höhe mit schmetternden Stimmen nach Süden zogen, um im Frühjahr zurückzukehren, waren auffallend genug, auffälliger vielleicht als die Störche! Wir verstehen jetzt, warum! Die Kraniche ziehen als Ruderflieger in direktem Fluge über das Mittelmeer; die Störche, als Segelflieger, scheuen den Weg über große Wasserflächen und umfliegen das Meer im Westen und Osten.

Seit der Däne Mortensen im Jahre 1899 zum ersten Male Jungvögeln im Neste leichte Ringe um die Beine legte und aus den Rückmeldungen geschossener Vögel auf ihre Zugwege schloß, ist die Methode der Beringung vor allem von Thienemann (Rossitten) zum wichtigsten Mittel der Vogelzugforschung entwickelt worden. Jetzt vergeben die beiden deutschen Vogelwarten in Bremerhaven (früher und in Zukunft wieder Helgoland) und Radolfzell (früher Rossitten) jede an über tausend Mitarbeiter ihre nummerierten Ringe. Die Zahl der jährlichen Beringungen liegt zwischen hunderttausend und zweihunderttausend! Natürlich wird nur ein kleiner Teil der Ringe wieder aufgefunden und zurückgemeldet, doch haben schon Tausende von Rückmeldungen uns eine ganz neue Vorstellung vom Wunder des Vogelzugs gewinnen lassen. Altvögel zu beringen ist am vorteilhaftesten, aber oft sehr schwierig, zum Beispiel beim scheuen Kranich.

Und den vom Nest flüchtenden Jungen kann man natürlich keine Ringe anlegen, die ihnen auch im Alter passen. Am leichtesten sind Nesthocker kurz vor dem Ausflug zu beringen – aber von ihnen gehen viele schon vor dem Zug verloren. Der Storch dagegen ist zu Beringungsversuchen wie geschaffen. Und so sind wir zur Erkenntnis der Flugwege gekommen. Seine Wanderwege konnten auf einer weit ins einzelne gehenden Karte dargestellt werden. Es handelt sich, wie schon erwähnt, um eine westliche und eine östliche Wanderstraße. In den Brutrevieren in Norddeutschland ist eine Grenzlinie festgestellt worden, die ungefähr dem Lauf der Weser folgt. Westlich von ihr erbrütete Störche ziehen zunächst in breiter Front nach Südwesten. Sie erreichen über Südwestdeutschland und Frankreich die Südspitze Spaniens. Hier drängen sich ihre Wege zu einer engen Straße über die Meerenge von Gibraltar zusammen und zerstreuen sich dann wieder in Nordwestafrika. Aus den östlichen Brutgebieten ziehen die Störche nach Südosten und erreichen über Ungarn und Rumänien die Türkei, dann Syrien und das Niltal. Von hier ziehen sie dann weiter nach Süden und fliegen in etwa drei Monaten zum Teil bis zum Kapland! Ob eine Verbindung zwischen der West-Straße und dem Zug nach Südafrika quer durch den Kontinent besteht, ist noch nicht sicher. Die Kranichwanderungen sind noch lange nicht so gut geklärt, weil es an Ringfunden fehlt. Wir wissen nur ebenfalls von zwei großen Zugrichtungen. Das Zugziel unserer deutschen Brutvögel liegt im westlichen Nordafrika. Die Brutvögel der nördlichen Länder ziehen über das östliche Mittelmeer, zu ihnen gehörten also „die Kraniche des Ibykus“.

Die Probleme des Vogelzugs sind sehr zahlreich; hier seien nur zwei aufgeworfen: Warum wandern die Vögel überhaupt? Wie finden die Zugvögel ihren Weg? Selbst diese beiden Fragen sind noch nicht eindeutig beantwortet; sie sind der Gegenstand zahlreicher Forschungen.

TRAPPEN

Der Herbstwind weht über die Stoppeln. Die Kartoffeln und Rüben sind zum größten Teil geerntet, manche Wintersaatbreiten sind schon wieder bestellt, frei schweift der Blick über die weiten Felder. Jetzt ist es Zeit, zu versuchen, den seltenen und merkwürdigen Steppenvögeln einen Besuch abzustatten, die seit Jahrhunderten in den großen Feldbreiten, Wiesen und Luchen Mitteldeutschlands und der Mark brüten und herumstreichen, den Großtrappen.

In Begleitung meines jungen vogelkundigen Freundes Hans-Jochen sind wir aus der mitteldeutschen Großstadt 15 km weit mit dem Frühzug hinausgefahren bis nach R., wo die weiten Feld- und Wiesenfluren der mittel- und norddeutschen Tiefebene beginnen. Hans-Jochen hat im Frühjahr schon festgestellt, daß die Trappen auch den kalten und langen vergangenen Winter gut überstanden haben. Als harte und anspruchslose Steppenvögel überwintern sie ohne weiteres im Freien. In windgeschützten Mulden finden sie sich in größeren Gesellschaften zusammen. Auf dem ebenen Boden tun sie sich nachts nieder und lassen sich ruhig einschneien. Wenn dann gegen Mittag die bleiche Sonne ihre matten Strahlen schräg über die verschneiten Fluren sandte, fliegen sie ein Stück weg zu einem aus den Schneewehen herausschauenden magere Grashang oder zu einigen kahlgewehten Wintersaaten, um ein wenig dürftige Äsung zu sich zu nehmen. Dann kehren sie wieder zurück zu ihrem Wintersammelplatz, um hier zu schlafen und auf besseres Wetter zu warten. Erst im Frühling hat sich die Schlafgemeinschaft wieder aufgelöst zu kleineren Trupps. Das alles lassen wir uns

während der kurzen Bahnfahrt von Hans-Jochen erzählen. Am Bahnhof in R. erwartet uns die junge Landärztin, die sich erboten hat, uns in ihrem PKW hinauszufahren in die Trappenreviere. Sie möchte selbst endlich die seltenen Vögel, von denen sie so viel schon gehört hat, einmal kennenlernen. Und wir sind für die Einladung dankbar, nicht weil wir den immerhin stundenlangen Fußmarsch scheuten – denn die Wohnplätze der Großtrappen sind weit verstreut, da sie als gute Flieger ihren Standplatz gern wechseln –, aber die Trappen sind auch sehr scheu und vorsichtig, und es könnte uns wohl geschehen, daß sie unsere guten Absichten falsch auslegten und so zeitig „abhauten“, daß wir selbst mit unsern Gläsern nur das Nachsehen hätten. Einen Wagen aber sehen sie viel weniger mißtrauisch an. „Wir hätten ja“, meint Freund Hans-Jochen, „Vater Ackermann bitten können, daß er uns mit seinem Rübenwagen mit auf das Feld hinaus nimmt. Aber sonntags will er seine Ruhe haben, und außerdem geht es mit Ihrem Wagen, Fräulein Doktor, doch schneller und bequemer!“ Unsere „Gastgeberin“ lacht: „Ist es nicht besser, wenn wir dem alten Herrn Ackermann erst Bescheid sagen? Er ist doch so stolz auf ‚seine Trappen‘, über die er alle Hände hält, und würde es uns wohl stark verübeln, wenn wir auf seinen Feldwegen herumführen, ohne uns vorher Erlaubnis zu holen.“ – „Ich hab’ ihm schon von L. aus geschrieben und uns angemeldet“, meint Hans-Jochen. „Sehen Sie, er erwartet uns schon an seinem Gartenzaun!“ – Wir begrüßen den alten Bauern und erfahren von ihm, daß die Trappen sich im Sommer gut vermehrt hätten. Zur Zeit stehe ein größerer Trupp in der Nähe der Feldscheune am Verbindungsweg nach W. Er wünscht uns guten Erfolg und erklärt sich bereit, uns nach unserer Rückkehr in seinem Hause den Trappenhahn zu zeigen, den er dort in Balzstellung hat aufstellen lassen.

Wir biegen von der Landstraße ab und fahren auf dem Verbindungsweg und dann auf einem breiten Feldwege nach Westen. Ungehindert schweift unser Blick über ebene Feldfluren und Wiesen bis zum Horizont mit dem Kirchturm G. Kein Waldstreifen hemmt ihn, nur einzelne Büsche beleben das Gelände, die wenig Deckung gewähren; wir haben freie Sicht nach allen Seiten. Solche einsamen Feld- und Wiesenfluren sind der Lieblingsaufenthalt der stolzen Steppenvögel. – „Ich denke, wir werden Glück haben“, meint Hans-Jochen. „In den Stoppeln können sich die Trappen nicht verstecken; Rüben und Kartoffeln sind zum größten Teil geerntet. Jetzt sind auch die Jungen längst ausgefiedert, und die Familien haben sich zu größeren Verbänden zusammengetan. Der starke Südwestwind in unserm Rücken kann uns nur recht sein!“ – „Wieso? Bringt er nicht den Tieren unsre Witterung?“ – „Nein, Trappen können, wie die meisten Vögel, nur schlecht riechen. Um so besser aber sind ihre Augen, und sie werden uns auf alle Fälle auf weite Entfernung schon wahrnehmen. Aber unser Wagen wird ihnen nicht verdächtig erscheinen. Günstig kann uns der Wind werden, wenn wir die Tiere zum Aufliegen bringen. Denn sie lieben es nicht, wenn ihnen dabei der Wind von hinten ins Gefieder bläst. Sie starten, wie alle größeren Boden- vögel, wie übrigens auch unsere Flugzeuge, stets gegen den Wind. Und da müssen sie uns entgegen fliegen.“ – „Können sie denn gut fliegen?“ – „O ja! Recht gut, trotz ihrem Gewicht. Die Trappe – oder der Trappe, wie unsre Bauern gern sagen – ist unser größter europäischer Landvogel und wird recht schwer. Die Hähne wiegen über zehn Kilogramm; ja, es sollen schon Gewichte von vierzehn bis sechzehn Kilogramm festgestellt worden sein. Die Trappe ist demnach der schwerste fliegende Landvogel auf der ganzen Erde! – Aber jetzt Obacht, wir nähern uns der Feldscheune!“ – Da sind sie auch schon, etwa drei-

hundert Meter seitlich vom Wege! Sie haben uns natürlich längst gesehen. Im Glase ist deutlich zu erkennen, daß sie alle sichern und mit erhobenen Hälsen zu uns herblicken. „Seht ihr? Nun kommt alles darauf an, ob sie unsern Wagen als ungefährlich ansehen. Langsam weiter, weiter!“ – Wir haben Glück, die großen Vögel bleiben stehen, jetzt erkennen wir schon ihre grauen Hälse und die rostbraune Oberseite. Drei sind deutlich größer, das müssen Hähne sein. Also wohl drei Familien, die sich vereinigt haben, mit ihren Jungen. Wir fahren im Schrittempo und haben jetzt die Tiere etwa vierhundert Meter querab. – „Wagen langsam auslaufen lassen, Motor im Leerlauf, das stört sie nicht!“

Deutlich erkennen wir jetzt auch das weiße Bauchgefieder und einen weißen Streif am Flügelrand. Wir zählen: es sind vierzehn Tiere, davon drei Hähne; die andern sind die Weibchen und die Jungen, die von diesen nicht zu unterscheiden sind. Einige beginnen wieder zu äsen, aber sie sind doch unruhig, immer wieder sichern sie zu uns herüber. – „Na, Doktor, wollen Sie es mal probieren, wie weit Sie herankommen?“ meint Hans-Jochen. – Ich steige möglichst leis auf der Gegenseite aus dem Wagen und bleibe mit dem Glas am Auge stehen, während der Wagen langsam anfährt. Die Tiere folgen ihm mit den Augen und scheinen mich nicht zu beachten. Jetzt beginnen sie wieder zu äsen. Ich kann ihren langsamen, würdevollen Schritt beobachten und erkenne nun auch die niedrigen Beine mit den grau-hornfarbenen Füßen. Die Hähne unterscheiden sich deutlich von den andern durch ihre entschiedeneren Färbung. Während der starke Wind von neuem einsetzt, gehe ich auf die Tiere zu. Sofort werden sie aufmerksam; einige wollen sich drücken, aber der Wind bläst ihnen ins Gefieder! Da laufen sie ein, zwei Schritte auf mich zu, breiten die Flügel und steigen mit langsamem Schlag, aber anscheinend mühelos auf. Ein

herrlicher Anblick, den schweren Flugvogel vor sich aufzufliegen zu sehen. Weiß leuchten der Bauch und die Unterseiten von Flügeln und Schwanz, deren Rand schwarze Binden trägt. Über zwei Meter klabern die Hähne, die Hennen fast zwei Meter. Weit sind die Hälsen vorgestreckt; die Beine werden nach hinten ausgestreckt getragen. Jetzt schwenken die Tiere im Winde mühelos, gewinnen rasch an Höhe und streichen nun rasch in geradem Fluge, immer kleiner erscheinend, nach Nordwesten, wo ich sie schließlich aus den Augen verliere.

Langsam fahren wir weiter, zunächst kilometerweit nach Westen bis nach G. und biegen nach Norden ein. Hans-Jochen hofft, daß wir den Trupp an seinem Ruheplatz wieder zu Gesicht bekommen. Und er behält recht; wir können die Tiere noch einmal, diesmal südöstlich von uns, erkennen. Ja, es gelingt uns, im Schutze einer großen Strohfeime so nah heranzuschleichen, daß wir die ruhenden Tiere im Glase ganz eingehend betrachten können. Wir alle sind ergriffen von einem Schauspiel, das nur wenigen Glücklichen in Deutschland beschieden sein wird. In den Luchen Brandenburgs und Norddeutschlands sind zwar die Trappen nicht so selten wie in Mitteldeutschland, lassen aber doch Menschen nur selten so nahe herankommen. Lange stehen und beobachten wir und können uns zuletzt nur schwer von dem Anblick losreißen, im Bewußtsein, eines der wertvollsten lebenden deutschen Naturdenkmale vor uns zu haben.

Bei der Heimfahrt weiß Hans-Jochen aus langjährigen Beobachtungen zu berichten. Die Trappen sind Standvögel und halten auch im Winter bei uns aus; sie schließen sich aber dann zu größeren Verbänden zusammen, während im Sommer die Familien in Einehe getrennt leben. Stets schon im Februar kommt Unruhe in die großen Verbände, die sich allmählich auflösen. Die Hähne beginnen, sich um die Hennen zu streiten, und diese lösen sich all-

mählich vom Trupp. Die Tiere werden immer unruhiger, sie fliegen viel umher und wechseln von einem Weideplatz zum andern. Dabei soll es vorkommen, daß sie, unvorsichtiger als sonst, manchmal ziemlich niedrig über Bäume und selbst belebte Ortschaften hinwegstreichen. Die Hähne beginnen ihre Balztänze zunächst, indem sie mit gesenkten Flügeln und gefächertem Schwanz um ihre Auserwählte herumstolzieren. Dabei wird der Hals schon ein wenig aufgeblasen. Im Hals trägt nämlich der Trapphahn dicht unter der Haut einen Hautsack, der mit einer Öffnung unter der Zunge beginnt und bis zum Schultergürtel hinanreicht; er kann so weit aufgeblasen werden, daß der Hals mehr als doppelt so dick erscheint. Auch ein Bart ist den Hähnen im Frühjahr gewachsen mit etwa dreißig dünnen, zarten, zerschlissenen, grauweißen Federn am Schnabelgrund.

Wir lassen uns noch berichten, was die Trappen eigentlich fressen. Es sind allerhand Pflanzenteile, Wurzeln und Knollen – aber keine Kartoffeln! –, junge Blätter, Saatspitzen, mit Vorliebe junge Erbsen, später junges Getreide. Dazwischen nehmen sie auch Insekten, hin und wieder auch eine Maus. Die Küken fressen eigentlich nur Würmer und Insekten.

Inzwischen sind wir wieder in R. angekommen und besuchen den Bauern Ackermann. Wir berichten von unserm Erfolg, und dann zeigt er uns mit Stolz seinen im Glassturz aufgestellten Trapphahn. Wir sind überrascht von der Schönheit des Tieres. Vor allem fällt das viele Weiß auf; vom Rotbraun des Rückens mit seiner dunklen Bänderung ist nicht mehr viel zu sehen. Erst nach und nach erkennen wir, daß Flügel und Schwanz ganz nach vorn umgeschlagen sind, so daß die weißen Unterfedern wie aufgeplustert hervortreten. Der Kopf verschwindet fast in ihnen und hinter dem gespreizten Bart und dem breit aufgeblasenen Hals. Die Flügel mit ihren breiten,

weißen Binden und schwarzem Rand schleifen am Boden. – Vater Ackermann hat das Tier vor Jahren an der Starkstromleitung verendet gefunden und so aufstellen lassen, wie er es einmal in der Balz beobachtet hat. Es muß ein eigenartiger Anblick sein, wenn die Hähne um die Hennen herumtrippeln oder wütend aufeinander losfahren; sie sind in der Zeit immer streitsüchtig und angriffsbereit. – „Das ist doch ganz ähnlich wie bei manchen Hühnern?“ fragen wir Hans-Jochen. „Auch Schnabel und der dreizehige Fuß erinnern daran.“ – „Das ist nur scheinbar richtig. In Wahrheit unterscheiden sich die Trappen gar sehr von den Hühnern. So ist der Schnabel ganz gerade gestreckt, am Fuße fehlt die kurze Hinterzehe. Sie benehmen sich auch ganz anders als Hühner. Sie scharren z. B. nicht und können also verstecktes Futter nicht mit Krallen und Schnabel freilegen. Man stellt die Trappen vor allem nach anatomischen Merkmalen zu den Kranichvögeln, obwohl sie ausgesprochene Steppenvögel sind und z. B. jeder Regenpfütze ausweichen. Im Regen suchen sie keinen Schutz auf, auch wenn es ihnen möglich ist, sondern bleiben mit glattem Gefieder ruhig stehen und lassen das Wasser ablaufen.“ – „Auch die Küken zeigen Unterschiede im Verhalten gegenüber denen unserer Hühner“, meint unser Wirt. „Ich hab’ einmal ein verlassenes Gelege von einer Truthenne ausbrüten lassen. Das Nest war nur eine einfache mit Hälmchen ausgelegte Mulde; die zwei Eier waren fast acht Zentimeter lang und verhältnismäßig dick, olivengrün mit dunklen Flecken; sie lagen in halbhocher Saat. Die Jungen kamen nach drei Wochen aus. Sie sind wollig, bräunlich gefleckt und viel unbeholfener als Hühnerküken. Was haben wir für eine Not gehabt mit dem Füttern! Nichts nahmen sie von selbst. Offenbar legt ihnen die Henne alles vor und füttert sie richtig. Wir durften ihnen immer nur Insekten bringen und Würmer und allenfalls gehacktes Ei. Sobald sie einiger-

maßen selbständig waren, haben wir sie darum im Felde freigelassen.“

Inzwischen war es Zeit für uns, wieder aufzubrechen. Wir verabschiedeten uns mit Dank von unserm Trappenvater und erfuhren auf der Fahrt zum Bahnhof noch, daß neben der Großtrappe, die ihr Hauptverbreitungsgebiet in den Steppen im Süden der Sowjetunion hat, eine zierliche kleinere Art, die Zwergtrappe, im Süden unseres Erdteiles und zeitweise auch in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Thüringen, aufgetreten ist. Aber viel gesprochen haben wir nicht. Unsere Begegnung mit der Großtrappe hatte einen zu tiefen Eindruck gemacht, und man sah den Gesichtern an, daß sie uns alle noch beschäftigte

SCHWÄNE

Zahme Schwäne sind auf Teichen, Weihern und Seen seit Jahrhunderten als Ziervögel gehalten worden. Seit meiner Kindheit gehören sie für mich zum Begriff eines Parkteiches. Die großen, weißen Schwimmvögel mit dem steil aufrecht getragenen Halse und dem schwarzen Höcker auf dem roten Schnabel belebten die Schmuckteiche meiner Vaterstadt ebenso wie unzähliger anderer kleinerer und größerer deutscher Städte. Im unheilvollen Kriege gingen die meisten dieser Bestände mit der Zerstörung ihrer Wohnstätten zugrunde. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß nach und nach mit dem Wiedererstehen unserer Grünanlagen und Wasserflächen auch die Schwäne wiederkehren werden, allerdings wohl nicht von selbst, obwohl außer den zahmen noch immer wilde Schwäne an manchen einsamen Seen Norddeutschlands und an vielen Gewässern Nordeuropas brüten. Hier bilden ihre weißen Scharen nicht nur den schönsten Schmuck blauender Wasserflächen im Kranze grüner Wälder; mit dem sausenden Schlag ihrer großen Schwingen und ihrer Flugweite von hundertsechzig Zentimetern sind sie nach den allerdings selteneren Seeadlern die eindrucksvollsten und stolzesten Flugvögel Nordeuropas!

Daß die im Wildzustande so scheuen Höckerschwäne sich leicht zähmen lassen, wenn sie vom Menschen aus dem Ei aufgezogen werden, ist eine bezeichnende Eigenheit nicht nur dieser, sondern vieler gänseartiger Vögel. Auch unsre Hausgans ist ja auf gleichem Wege aus der noch immer lebenden wilden Graugans hervorgegangen. Die Höckerschwäne sind ausgesprochene Schwimmvögel. Ihr

langgestreckter Körper ruht beim Schwimmen auf seinem Federkleide wie auf einem dichten, lufthaltigen Schwimmkissen. Es besteht aus den weichen und lockeren Flaumfedern und den darüberliegenden nach außen dicht abschließenden Tragfedern. Die Flaumfedern, von den Fachleuten auch Daunen oder Dunen genannt, besitzen keine geschlossenen Fahnen; wir kennen sie aus unsern weichsten Feder- oder Daunenbetten. Die Tragfedern mit geschlossenen Fahnen füttern die Vögel regelmäßig und sorgfältig mit der Absonderung einer Drüse ein, die auf der Schwanzwurzel, dem Bürzel, liegt und deshalb allgemein Bürzeldrüse genannt wird. Die siebenzig Zentimeter langen Flügel ruhen für gewöhnlich in tiefen Federtaschen, so daß sie äußerlich aus dem Umriß des Vogelkörpers nicht hervortreten. Der lange Hals wird von 22 oder 23 Wirbeln gestützt, der Höchstzahl, die bei Vögeln auftritt. Die kleinste Zahl, acht, findet sich bei Singvögeln. Es ist merkwürdig, daß die Zahl der Wirbel bei den Vögeln im Gegensatz zu den Säugetieren, die alle sieben Halswirbel haben, so stark wechselt. Die Fachleute erkennen darin einen der Beweise für die Abstammung der Vögel von den Sauriern, den Vorläufern der heutigen Kriechtiere. Der rote Schnabel hat Form und Bau des Gänseschnabels, bis auf den schwarzen Höcker am Grunde. Dadurch ist er vorzüglich geeignet, Pflanzenstoffe und kleinere Tiere beim „Gründeln“ mit dem langen Halse vom Grunde des Wassers und aus dem Schlamm heraufzuholen. Auf tiefen Gewässern können die Schwäne nur leben, wenn sie an der Oberfläche genügend Nahrung finden, denn sie können nicht tauchen. Die schwarzen Füße der Schwäne haben einen kurzen Lauf und drei durch eine breite Schwimmhaut verbundene Vorderzehen; sie sind vorzügliche Ruder.

Wie deutlich steht noch die Erinnerung vor mir an jenen Tag, an dem ich als kleiner Junge zum erstenmal am

Parkteich Schwäne füttern durfte! Mit starkem Rudern ihrer kräftigen Beine kamen sie in stolzer Haltung herangeschwommen und nahmen eifrig die Brotstückchen auf, die ich ihnen zuwarf. Aber, o weh! Schmeckte es zu gut, oder hatten sie zu großen Hunger? Plötzlich begannen sie, aus dem flachen Wasser herauszupatschen, erstiegen mühsam das Ufer und watschelten schwankend und Futter heischend auf mich zu. Jetzt ward mir doch angst! Denn erst dann, wenn die Schwäne außerhalb des Wassers dicht vor uns stehen, merken wir, wie groß und schwer sie sind. Viel größer als eine Gans. Zahme Schwäne erreichen ein Gewicht von zehn bis zwölf Kilogramm, ja, bei wilden Schwänen sind sogar schon Gewichte bis zu vierundzwanzig Kilogramm festgestellt worden.

Aber die vertrauliche Annäherung ist zugleich eine Enttäuschung! Die stolzen Schwimmer verlieren alle Schönheit und alle Leichtigkeit der Bewegung und der Form. Die im Wasser so vollendeten Ruder wirken als Gehwerkzeuge auf festem Boden nur wie plumpe und unvollkommene Latschen. Die kurzen Läufe sind im Rumpfe so weit hinten eingelenkt, daß die Schwäne ihren schweren Körper nur mühsam vorwärts tragen, weit schwerer als Gänse, die ihnen gegenüber fast leichtfüßig wirken! Die Schwäne selbst scheinen sich auf festem Boden auch unbehaglich zu fühlen. Sie suchen das Land eigentlich niemals zum Äsen auf, sondern nur zum Nestbau und Brüten. Wenn sie sich danach wieder auf das Wasser gleiten lassen, sieht es immer aus, als möchten sie einen Seufzer der Erleichterung ausstoßen. Aber sie bleiben stumm; nur in der Balz oder in der Wut lassen sie einen fauchenden oder zischenden Ton hören. Die Schwäne können auch schwimmend ruhen und verstecken dabei Kopf und Hals im weichen Rückengefieder. Oft wird zugleich ein Fuß aus dem Wasser gehoben und umgedreht auf dem Rücken nach hinten gestreckt. Ich habe als Junge zunächst geglaubt,





die armen Tiere hätten sich den Fuß ausgerenkt oder verletzt. Dann lernte ich, daß die Vögel in dieser Stellung nur ihre Füße trocknen, eine merkwürdige Gewohnheit für einen ausgesprochenen Schwimmvogel!

Auch an den zahmen Schwänen können wir die Brutgewohnheiten beobachten, und sie sind kaum verändert gegenüber dem Verhalten der wilden Stammform. Das Liebesspiel oder die Balz macht den Eindruck einer engen Gemeinschaft des Paares, das sich meist für Lebenszeit zusammengefunden hat. Männchen und Weibchen legen dabei beim Schwimmen ihre Häse eng aneinander, tauchen sie auch wie zum Gründeln wiederholt tief ins Wasser, so daß lebhaftere Wellenbewegungen im Wasser entstehen. Darauf läßt sich das Weibchen tief ins Wasser einsinken und läßt damit zur Begattung ein. Zum Abschluß rudern beide Brust an Brust mit gestreckten Häsen gegeneinander. Ist die Erregung abgeklungen, so wird das Gefieder wieder eingehend geordnet. Es schließt stets mit einem energischen Schütteln des Federkleides ab. Das gehört offenbar überhaupt zum Wohlbefinden; nach jeder Erregung oder nach dem Baden, das sich unter starkem Flügelschlagen und Plätschern vollzieht, wird das Gefieder geschüttelt und glattgelegt. Dann folgt noch ein sorgfältiges Einfetten.

Ein Bild treuer Gattenliebe bietet das Schwanenpaar auch, wenn die Schwänin auf den Eiern sitzt und brütet. Das Nest steht an unsern Teichen gern auf einer Insel oder auf einer Landzunge, die der Pfleger durch ein Gatter vom Lande her absperrt. Selbst wenn nur Neugierde unbesonnene Besucher in die Nähe führt, stört es die Brüter. Auch zahme Schwäne wollen möglichst wenig beunruhigt werden. Wilde Schwäne bauen ebenso auf dem Lande oder auch ein schwimmendes Nest in einem stillen Schilfwinkel. Dann wird so viel Schilf abgerupft und herangeschleppt, daß ein großer und hoher Bau aufgeschichtet

wird, so fest, daß er nicht nur beide Schwäne, sondern mit Leichtigkeit auch einen Menschen tragen kann. Über den Vorbereitungen vergeht lange Zeit, so daß mit der eigentlichen Brut erst spät im April begonnen wird. Die Schwänin legt verhältnismäßig viele Eier, sechs bis acht Stück ist die Regel. Sie sind recht groß und graugrün gefärbt. Das Weibchen brütet fünfunddreißig Tage lang und verläßt nur selten für kurze Zeit zum Äsen das Nest, das es vorher stets sorgfältig mit Niststoffen zudeckt. Das Schwanenmännchen aber hat derweilen nicht etwa Freizeit. Es hält sich in der Nähe und bewacht eifersüchtig und unleidlich das Nest und die Gattin. Dazu nimmt es eine stolze Haltung ein. Es hebt die Flügel leicht gewinkelt etwas an, es „stellt“ die Flügel, legt den Hals weit in den Rücken zurück und schwimmt oft vor dem Neste auf und ab. Bei der geringsten Störung schießt es in ruckweisen Stößen auf den Gegner zu. Dabei werden anders als beim gewohnten Rudern, beide Füße gleichzeitig mit voller Kraft nach hinten geschlagen, so daß der Vogel mit schäumender Bugwelle wie eine stolze Fregatte daherauscht. In dieser Zeit prahlerischer „Imponierstellung“ ist der Schwan äußerst unverträglich. Für zwei Brutpaare müßte das Gewässer schon sehr groß sein, wenn nicht fortgesetzter Streit und Zank zwischen den beiden Männchen herrschen soll. Meist räumt ja der fremde Hahn das Feld. Oft aber kommt es vorher erst zu drohendem gegenseitigem Umschwimmen, Anzischen und Beißen. Auch an den zahmen Schwänen ist diese Imponierhaltung und das anscheinend prahlerische Benehmen zu beobachten. Der Schwan bezieht jedes ihm ungewohnte Verhalten von Menschen, die sich unversehens nähern, auf sich selbst als Herausforderung. Ich habe einmal gesehen, wie ein harmloser Fänger von Wasserflöhen mit seinem großen Stocknetz in Verlegenheit und Gefahr geriet. Der wütende Schwan ging auf den vermeintlichen Gegner trotz dessen

Abwehr mit dem festen Netzstock so wütend los, daß ihm der Mann schließlich den Teich überlassen mußte.

Wenn ein brütender wilder Schwan am Neste gestört wird, verläßt er es meist, nachdem er das Gelege bedeckt hat. Es ist aber schon beobachtet worden, daß er dann mehr unwillig als ängstlich in der Nähe blieb, „scharf sichernd und dazwischen eilig und nervös äsend, als wollte er seinen Gemütszustand nicht merken lassen“ (v. Sanden). Solche Handlungen sind aber auch beim Schwan rein instinktiv, und wir müssen unsre Bezeichnungen für sein Verhalten eigentlich immer in Anführungsstriche setzen. Sie berechtigen uns keinesfalls, besonders tiefe Gefühle oder gar hohe Intelligenz bei den Schwänen anzunehmen. Beweis dafür ist ein tragisches Erlebnis, über das Georg Hoffmann berichtet. Er beobachtete aus seinem Versteck, daß die Schwanenmutter sich in einer Brutpause zum Äsen auf das freie Wasser begab, wo das Männchen Wache hielt. Im Nest lagen zwei eben geschlüpfte Dunenjunge wie gelbliche Wollballen neben noch nicht schlupffreien Eiern. Den Augenblick benutzte eine räuberische Krähe, um in aller Eile nacheinander die beiden Jungen zu töten und zu verschlingen. Die beiden Alten wurden wohl unruhig, aber erst als sie beide dicht vereint waren, schwammen sie voller Erregung auf das Nest zu, um die Krähe zu verjagen. Dort aber stieg die Schwänin auf ihr Nest, fand noch Eier vor und demnach „alles in Ordnung“, putzte und trocknete wie üblich ausgiebig das Gefieder und ließ sich dann „beruhigt“ auf die übriggebliebenen Eier nieder. Die Erinnerung an die zwei schon geschlüpfen Küken war offenbar durch das neue Erlebnis der noch zu bebrütenden Eier völlig ausgelöscht!

Dabei zeigen beide Eltern, wenn ihnen die Jungen als Nestflüchter schon am zweiten Tage nach dem Schlüpfen auf das Wasser folgen, eine nach unserem Empfinden rührende „Liebe und Sorgfalt“. Die Familie schwimmt

stets zusammen, der Vater voran, dann folgen die Küken, die Mutter schwimmt hinterher, und zwar auch dann noch, wenn die Jungen schon halberwachsen sind und ihr graues Jugendkleid tragen. In den ersten Tagen brauchen die Jungen noch nicht viel Futter; sie zehren von einem großen Dotterrest in ihrer Bauchhöhle. Schwimmen können sie auch schon im Dunenkleid recht gut. Die Mutter hat sie ja in den ersten beiden Tagen zwischen dem fettigen Gefieder getrocknet und gewärmt und dabei gehörig eingefettet, und ihre Füße sind, wie bei allen Nestflüchtern, schon beim Schlüpfen kräftig und stark.

Auch die zahmen Schwäne geben uns ein gutes Bild vom Leben ihrer stolzen, wilden Artgenossen, bis auf deren große Scheuheit und Vorsicht. Nur eines konnten sie uns wenigstens bis vor wenigen Jahren meist nicht zeigen, ihre wundervollen Flugkünste! Die zahmen Schwäne wurden meist „geflügelt“, man stutzte ihnen die Handschwingen oder nahm ihnen sogar eine Hand ab. Die grausame Verstümmelung beraubte nicht nur die Schwäne ihrer Flugfähigkeit; sie brachte uns Menschen um das eindrucksvollste Erlebnis, das uns die großen und schweren Flieger bescheren können. Ich besinne mich dessen wohl, daß ich in meiner Jugend oft beobachtete, wie die großen Schwäne Anläufe machten, von der Wasserfläche abzufliegen. Die Schwäne sind ja mit ihren zwölf bis sechzehn Kilogramm Gewicht die schwersten fliegenden Wasservögel. Sie können mit ihren kurzen Beinen nicht, wie die Kraniche mit einigen Sprüngen, den nötigen Flugwind unter die Schwingen bekommen. Ihr Auffliegen geschieht ähnlich wie bei unsern schweren Flugzeugen, vor allem bei den jetzt nur wenig gebauten Wasserflugzeugen. Der Schwan muß einen langen Anlauf von fünfzehn bis zwanzig Metern nehmen. Stets fliegt er gegen den Wind auf. Er streckt den Hals steif nach vorn. Mit harten Schlägen klatschen die Flügel das aufschäumende Wasser. Weit greifen die Ruder

aus und schlagen das Wasser nach rückwärts, daß es schäumt, und in allmählich ansteigender Bahn gewinnt der schwere Vogel an Höhe. Dann rudert er mit kräftigem Schlagen der langen Flügel brausend aufwärts, „und das feste sichere Ausholen haut sausend dahin. Man hört es noch am fernen Ufer. Es klingt wie das Singen von hundert Pfeilen, und wenn einige Schwäne in schräger Linie fliegen, ist es wie das Dröhnen von Domglocken, ein Laut von einer zitternden und nachhaltigen Schwingung“. So beschreibt R. Gerlach das Erlebnis des Auffliegens der brausenden Schwingen.

Mehrere Heger zahmer Schwäne sind jetzt dem Beispiel mancher zoologischen Gärten gefolgt und lassen ihre Schwäne frei fliegen, ohne sie zu flügeln. Wir dürfen wohl hoffen, daß sich das noch mehr einbürgert. Freilich muß das Gewässer so groß sein, daß der Abflug bei jeder Windrichtung gegen den Wind möglich ist. Auch zum Wiedereinfallen brauchen die Schwäne freie Wasserflächen; sie nähern sich dem Wasser in schrägem Gleitflug und mit großer Fluggeschwindigkeit und brauchen einen weiten Auslauf. Auf festem Boden zu landen, dürfen sie nicht wagen.

Schwäne vermehren sich nicht stark. Die Aufzucht in der Gefangenschaft für den Verkauf lohnt sich also nicht recht, und den Ersatz müssen junge, wild eingefangene Tiere, „Wildfänge“, liefern. Dagegen ist die Haltung nicht schwierig, da sie sich ihr Futter, das vor allem aus Pflanzen, aber auch aus kleinen Wassertieren besteht, selbst holen. Allerdings klagen die Bodenseefischer, daß die Schwäne beim Gründeln die für das Laichen der Fische wichtigen Bestände an Wasserpflanzen aufwühlen und verschmutzen. Freifliegende, halbzahme Schwäne leben im Winter wie die wilden an den europäischen Küsten als Strichvögel und würden wie die Störche im Frühling unverehrt wieder zurückkehren. Dann könnten wir alle die

Schauspiele genießen, die Gerlach beschreibt. Doch nie werden uns die Höckerschwäne eine alte Sage Wahrheit werden lassen, die weit verbreitet ist, die Sage vom „Schwanengesang“. Sie sollen, heißt es, im Tode wundervoll singen! Das ist aber eine Verwechslung mit den Rufen des hochnordischen Singschwans, der nur recht selten als Wintergast an unsern Küsten weilt. Er ist im ganzen sonst dem Höckerschwan recht ähnlich, hat aber keinen schwarzen Höcker auf der Schnabelwurzel. Gute Beobachter berichten, daß sein Ruf nur von fernher an ein Singen erinnere und im übrigen durchaus nicht ein Sterbegesang sei. Zu zähmen ist er nicht so leicht wie der Höckerschwan.

Der Name Schwan soll vom alten germanischen Wortstamm „suen“ = tönen abstammen; er mag an den sausenenden Flug erinnern, den wir hoffentlich in Zukunft hier und dort selbst vernehmen können.

GRAUGÄNSE

Der Volksmund hat manche gute Weisheit geprägt, aber seinen Urteilen über Tiere wird der kritische Beobachter nicht immer zustimmen. „Sanft wie eine Taube“ und „falsch wie eine Katze“ sind Beispiele solcher schiefen Beurteilungen. Undankbar geradezu sind wir gegen Haustiere, wenn wir ihre Namen als Schimpfworte benutzen! „Blöder Hammel“ und „feiger Hund“ sind sehr ungerichte Vergleiche, und die „dumme Gans“ ist ein Musterbeispiel. Ob die kleine Inge als ein „Gänschen“ sich geschmeichelt oder gekränkt fühlen soll, muß sie selber wissen. Es kommt darauf an, wer es sagt und wie er's sagt. Aber wenn in Schillers „Kabale und Liebe“ der Stadtmusikant Miller über seine Frau empört meint: „Das Weib ist eine alberne Gans“, da ist der Schimpf eindeutig. Wie kommt man zu solch hochmütigem Urteil über die Tiere? Wir werden erkennen, daß die Gänse zum Beispiel recht intelligente Vögel sind!

Ich darf wohl annehmen, daß jeder meiner Leser unsere Hausgans kennt, nicht nur von Ansehen, er weiß wohl auch einen Gänsebraten zu schätzen. Wer nun in unsern Dörfern die Gänseherden näher durchmustert, beobachtet unter den rein weiß gefärbten Tieren auch graufarbige. Wenn die grauen Federn vor allem des Rückens und der Flügel weiße Säume aufweisen, dann tragen die Gänse ein sehr schmuckes Federkleid. Und dieses ist das alte Kleid der Stammeltern unsrer Hausgans, der Wild- oder Graugans. Sie brütet, ähnlich dem Wildschwan, noch immer, wenn auch nicht häufig, an den Teichen und Seen Nord-, Ost- und selbst Mitteldeutschlands. Die Wild-

gänse sind gute Flieger. Sie ziehen nach Süden, ehe tiefer Schnee die Fluren deckt, auf denen sie ihre Äsung suchen, und kehren zurück, wenn im Frühling das erste Grün sprießt. Im Winter bleiben die Graugänse also nicht bei uns. Wildgänse, die gelegentlich im Januar oder Februar in kleineren Gruppen auf unsern Feldern einfallen, gehören stets zu den sehr ähnlichen, aber etwas kleineren Saatgänsen, die noch viel weiter im Norden brüten.

Auch das ist eine Parallele zu den Schwänen, zu Höcker- und Singschwan. Daß die Gänse Ruderfüße mit breiten Schwimnhäuten und denselben „Gänseschnabel“ besitzen wie die Schwäne, weiß jeder meiner Leser. Er sieht auch, daß die Hausgänse geselliger und damit verträglicher leben als die Schwäne. Und entsprechend ist es bei den Wildgänsen, Deshalb ist nicht so leicht zu erkennen, daß die erwachsenen Tiere in strenger Einehe leben. Ganz besonders eng ist bei den Gänsen der Familienverband. Der Gänserich oder Ganser, die Gans und ihre Jungen, die „Gössel“, halten stets eng zusammen. Die ausschlüpfenden Gänschen schließen sich dem ersten größeren Wesen sofort an, das sie zu Gesicht bekommen. Das ist für gewöhnlich die Mutter oder der Vater; für solche, die im Brutofen ausschlüpfen, tritt der Pfleger an ihre Stelle. Er vertritt für die jungen Gänschen die führenden Eltern. Bengt Berg hat in seinem Buche „Liebe einer Wildgans“ wundervoll die Anhänglichkeit einer Gans an ihren Pfleger geschildert. Erzählungen von anhänglichen Gänsen sind auch sonst nicht selten. So wird von einer Gans berichtet, die ihren Pflegevater, einen Bürgermeister, regelmäßig zum Rathaus geleitete und dort auf seine Rückkehr wartete.

Als Nestflüchter verlassen die jungen Gänschen das Ei mit offenen Augen und kräftigen Füßen. Schon am zweiten Tage folgen sie dem führenden Elternteil, suchen sich selbständig Grünfutter und können auch gleich tauchen.

Dagegen dauert es acht Wochen, bis ihre Flügel so weit gewachsen und ihre Schwungfedern so lang sind, daß sie fliegen können. Reizend ist es zu beobachten, wie die beiden Eltern die Jungen führen. Es können acht und mehr sein. Die ganze Familie sucht sich ihr Futter, das vor allem aus grünen Pflanzen besteht, auf Wiesen und Feldern, aber stets in der Nähe des Wassers, auf das sie bei jeder Gefahr flüchten. Die Mutter geht voran, die Jungen folgen, jedes abwechselnd ein wenig nach links oder rechts ausweichend. Der „Gänsemarsch“ ist also keine einfache Reihe, er wird „gestaffelt“ ausgeführt. Auf diese Weise findet jedes Tier unberührtes Gras oder junge Brennnesseln, die besonders beliebt sind. Beim Fluge entwickelt sich daraus die bezeichnende Flugform eines „Keilhakens“, die vermutlich den Flug erleichtert. Den Schluß der Reihe übernimmt der wehrhafte und aufmerksame Ganser. Er ist ein mutiger Kämpfer. Bei Gefahr warnt er mit einem leisen „Gag-gag“. Die Jungen flüchten darauf sofort auf das nahe Wasser, während der Vater sich mit vorgestrecktem Halse gegen den Angreifer wendet. Das Zischen der Alten ist jedem von unseren Hausgänsen her bekannt. Die Wildgänse gleichen ihnen darin, nur kommt ihnen als scheuen Vögeln der Gegner selten so nahe.

Die enge Bindung der Familie wird dauernd durch leise oder laute Stimmäußerungen aufrechterhalten, man könnte es mit O. Heinroth eine „Stimmföhlung“ nennen. Demselben Forscher verdanken wir sehr lebendige Deutungen der verschiedenen Töne, die er an jungen, aus dem Ei aufgezogenen Graugänsen beobachten konnte. Leises „Gang-gang-gang-gang“ kann gedeutet werden als „Bleib nicht zurück!“ oder „Ich bin noch hier!“ Kräftigere Rufe bedeuten: „Wir wollen gehen“, noch mehr verstärkt: „Auffliegen! Los!“ Dann wird der Kopf vorgestreckt, und die Familie fliegt mit brausenden Flügeln auf. Graugänse

können im Gegensatz zu den Schwänen auch auf festem Boden starten und landen; sie sind überhaupt viel besser zu Fuße, dafür schwimmen sie weniger schnell und ausdauernd. Wir alle kennen das Geschrei einer Gänsefamilie, das laute „Gaak-gaak-gaak“, das zum trompetenden Triumphgeschrei werden kann, wenn ein Gegner abgeschlagen ist. So laut geht es nun bei den Graugänsen an ihren Brutplätzen niemals zu; sie würden damit die Feinde aufmerksam machen. Die Hausgänse sind eben, wie viele andere Haustiere auch, viel „gesprächiger“ als ihre Wildformen. Wir brauchen nur an die Hunde zu denken!

Die Altgänse beginnen im Juni, noch während sie die Jungen führen, mit der Mauser. Sie sind während dieser Zeit in ihrer Bewegungsfreiheit stark gehemmt; denn es werden alle Schwungfedern gleichzeitig abgeworfen, und die Tiere können dann vier bis fünf Wochen lang nicht fliegen. Verständlich, daß sie sich so lange möglichst versteckt und heimlich halten. Zuerst beginnt der Ganser zu mausern, während die Gans die Jungen noch allein führt, bis sie flügge sind. Andere Gänsevögel, wie die Schwäne, außerdem auch die Kraniche, mausern in gleicher Weise. Die wilden Höckerschwäne halten sich, solange sie mausern, oft in großen Gemeinschaften tageüber im Schilf verborgen und äsen nur nachts auf dem freien Wasser. Gänse und Kraniche suchen zum Äsen auch in dieser Zeit das Land auf.

Wenn die Schwingen wieder gewachsen sind, werden die Jungen allmählich selbständig. Sie vereinigen sich zu größeren Gesellschaften an günstigen Orten; dazu gehört die Müritz, der große See in Mecklenburg. An solchen Sammelpunkten kann es nach den Berichten der Beobachter sehr lebhaft und laut zugehen, ähnlich also wie in den Gänsegesellschaften unserer Dorfteiche. Ich möchte hierbei geradezu an den fröhlichen Lärm erinnern, der

auch in einer Badeanstalt herrscht, in der sich unsere Jugend tummelt.

Die Gänse versammeln sich aber nicht nur zum Baden, obwohl auch das eifrig besorgt wird. Es wird mit einem ausgiebigen Putzen und Schütteln des Gefieders verbunden und schließt stets mit einem brausenden Ruck ab. Die Graugänse nehmen den im Herbst für sie reich gedeckten Tisch wahr und fressen sich dabei ordentlich fett. Damit haben sie dann die notwendige Rücklage an „Betriebsstoff“ für die weite Reise, auf der oft Schmalhans der Küchenmeister sein wird. Diese Bereitschaft zum Anmästen findet sich auch bei manchen andern Zugvögeln, für die Gänsevögel gilt das ganz besonders, und wir nutzen das bei unsern Hausgänsen, indem wir die Mast noch fördern. Nicht zufällig schlachten wir unsere Gänse um Martini, das ist der 10. November! – In den Herbstgesellschaften finden sich auch unter den Junggänsen die Paare zusammen. Im folgenden Frühjahr werden sie eine „Ehe auf Lebenszeit“ schließen. Und das Führen der Jungen stellt dann in jedem Sommer „den Glanzpunkt einer glücklichen Ehe“ dar, so sagt Heinroth. Wenn einer der Ehegatten verlorengeht, so ruft wohl der vereinsamte Partner, vor allem im Frühling, Tag und Nacht nach dem Gatten, aber zu einer zweiten Bindung, wie bei Störchen und Kranichen, kommt es nur sehr selten. Für uns hat diese „Treue über den Tod hinaus“ bei den Tieren etwas besonders Rührendes. Wir dürfen sie aber doch nur als Triebhandlung ansehen, als einen besonders starr gewordenen Instinkt, der zudem für die Erhaltung der Art nicht einmal günstig ist, also in eine biologische Sackgasse führt. Auch in andern Fällen können die Graugänse durch ihre Instinkte vor unüberwindliche Hindernisse geführt werden. Da ist etwa ein Junges in ein Erdloch geraten, aus dem es sich aus eigener Kraft nicht mehr befreien kann. Ratlos stehen die Alten um das Junge herum, solange es

um Hilfe ruft. Aber der Instinkt, ihm durch eine leichte Schnabelhilfe zur Freiheit zu verhelfen, fehlt. Und wenn das Junge still wird, entfernen sich die Alten, ohne irgendeine Unruhe oder Sorge zu verraten! Verlassene Küken aus anderen Familien werden von Graugänsen und von Hausgänsen nicht in die eigene Familie aufgenommen. Sie werden „rücksichtslos“ und „lieblos“ abgewiesen! Aber sind nun Gänse „herzlos“? Ach nein, sie sind ebenso wenig „unbarmherzig“, wie eine säugende Hündin „barmherzig“ ist, wenn sie verlassene, miauende Kätzchen in ihre Lagerstatt holt. Vögel, die ihre Jungen führen, und säugende, vierbeinige Mütter handeln beide nur unter dem Zwang ihrer Instinkte. Wir müssen beachten, daß es sich im einen Fall um Nestflüchter, im andern um Nesthocker handelt!

In anderer Hinsicht sind die Instinkte der Gänse beweglicher, viel beweglicher als die aller bisher besprochenen Vögel. Heinroth, der sie kritisch beobachtete, hat ihre Intelligenzäußerungen, ihr Lernvermögen geprüft und hält die Gänse für viel begabter und geistig beweglicher als etwa Schwäne und Kraniche, von Trappen ganz zu schweigen. Sie lernen ohne weiteres, trennende niedrige Gitter zu überfliegen, sie geraten nicht vor jeder neuen Erscheinung in sinnlose Furcht, sie verstehen, im Fluge gewandt Ästen und Zweigen, Schornsteinen und Telegraphendrähten auszuweichen. Wir erinnern uns dagegen des sturen Fluges und der Starre der Instinkte beim kulturfremden Auerwild. So ergaben die Graugänse infolge ihrer geistigen Fähigkeiten, ihres Geselligkeitstriebes, ihrer starken Vermehrung ein gern gehaltenes und geschätztes Haustier, ganz abgesehen von ihrem wohl-schmeckenden Fleisch, ihrer Neigung zum Fettansatz und ihrem weichen Gefieder. Sie müssen in Nordeuropa schon vor vier- bis fünftausend Jahren gezähmt worden sein. Im Althochdeutschen hießen sie „gantae“, der Name „Gans“

gehört wie die Bezeichnungen „Kranich“ und „Ente“ zu den altertümlichsten Wortstämmen unserer Sprache. Schon im Jahre 1000 v. u. Z. wurden die Gänse als Haustiere auch in Griechenland gezüchtet. Im alten Rom waren sie der Göttin Juno geweiht; auf dem Capitol wurden Gänse als heilige Vögel auf Staatskosten unterhalten und als lebende Orakel benutzt. Wenn sie vorgesetztes Futter sofort fraßen, so deutete man das als günstiges Vorzeichen für den Ausgang eines Unternehmens.

Zur Zeit der ersten Berührung der Römer mit den Germanen wurde Gänsezucht im nordwestlichen Germanien in großartigem Maße betrieben. Später hat Karl der Große die Gänsezucht sehr gefördert. In einer Verordnung Karls des Großen vom Jahre 812 heißt es: „Auf den Hauptgütern soll man bei unsern Scheuern nicht weniger als hundert Hühner und dreißig Gänse halten, auf den Hufengütern aber mindestens fünfzig Hühner und nicht weniger als zwölf Gänse.“ Im späteren Mittelalter erreichte die Zucht der Gänse eine Höhe wie später nie wieder. Jedes Dorf hatte seinen Gänsegarten, seine Gänsewiese und seinen Gänsehirt. In der Zeit der großen gesellschaftlichen Wandlungen, in den Bauernkriegen und besonders im Dreißigjährigen Kriege, wurde die Gänsezucht vernichtet und erholte sich nur langsam wieder. In Deutschland wurden im Dezember 1937 wieder 3,46 Millionen Gänse gezählt. Sie lieferten jährlich siebzig Millionen Kilogramm Gänsefleisch im Werte von hundertfünfzig Millionen Reichsmark und Bettfedern im Werte von zehn Millionen. Das reichte aber für den Bedarf nicht aus. Tausende von Gänsen und Tausende von Kilogramm Bettfedern im Werte von rund fünfzig Millionen Reichsmark wurden noch eingeführt, besonders aus Polen.

In der Form haben sich die Gänse durch die Zucht nur wenig verändert; aber das Gewicht stieg von rund vier Kilogramm bei der Graugans auf zehn Kilogramm bei

ungemästeten und bis zu fünfzehn Kilogramm bei gemästeten Gänsen. Auch die Fruchtbarkeit ist größer. Die Wildgans legt jährlich sieben bis zwölf Eier im Gewicht von durchschnittlich hundertsechzig Gramm. Einzelne Schläge der Hausgans bringen es auf vierzig, ja fünfzig Eier jährlich mit einem Gewicht bis zu zweihundert Gramm das Ei. Die Landgans ist noch immer weitverbreitet, sie ist der Wildgans in Farbe noch ganz ähnlich, wird aber größer und schwerer. Hochgezüchtete Schläge sind die Emdener Gans mit rein weißem Gefieder, die schwerste deutsche Gans, die Pommersche Gans, anspruchslos und wetterfest, mit einem Gewicht bis zu zwölf Kilogramm, und die leichtere Diepholzer Gans, deren Junge schon nach etwa zehn Wochen mit drei Kilogramm schlachtreif werden (nach Friedrich Reinöhl, Tierzucht).

Unsere Bäuerinnen lernen immer besser, die Vorteile planvoller Züchtung auszunutzen. Der Laie genießt unbeschwert das Treiben der Gänse, wenn sie am frühen Morgen, dem Stall entronnen, zum Dorfteich eilen, mit lautem Schrei und weiten Schwingen einmal ein Stück über den Boden hinfliegen, mit frohem Schnattern die Nachbarn begrüßen und sich am Wasser des Dorfteichs behaglich einrichten oder am Bach, der den Anger durchfließt. Solange sie im flaumigen gelben Jugendkleide des Schutzes und der Leitung bedurften, führte sie der Hütejunge oder das „Gänseliesel“ hinaus und bewachte sie, zumal wenn die Küken vom Händler gekauft oder aus der Überzahl einer Bäuerin erworben waren, deren „Alte“ gut gebrütet hatte. Dann fehlte der Schutz der wachsamem Gans und des streitbaren Gansers. Aber bald werden auch die Jungen selbständig. Sie schwimmen und plantschen. Sie tauchen mit dem Kopf unter und schlenkern sich mit eleganter Bewegung des kräftigen Halses das Wasser über den Rücken. Sie schreiten bedächtig

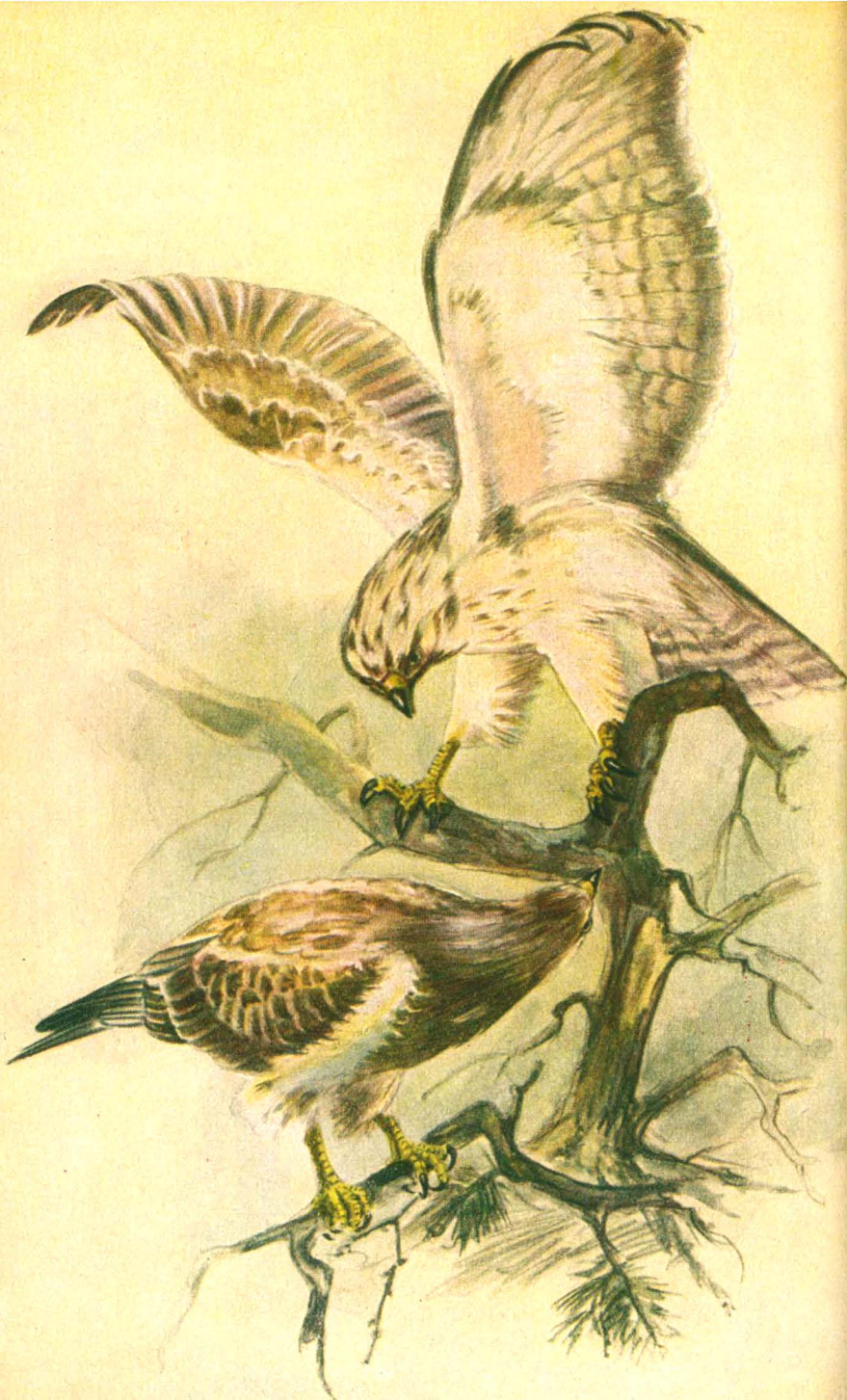
über den Anger und rupfen Gras; sie brauchen ausgedehnte Weide. Am Abend kennen sie ihre Zeit und watscheln geruhsam nach Hause. Hier klingt ein leiser Ruf auf, dort eine Antwort, tief und zufrieden. Jede Familie findet ihr Gehöft. Dort wartet der Futtertrog. Jede kennt die Hand, die sie versorgt. Und dann geht's in den Stall. Eine Gans folgt der andern, und jede – duckt in der Türöffnung den Kopf! Oft haben wir es als Jungen gesehen und darüber gelacht. „Sie denken, sie stoßen mit dem Kopf an“, wurde uns dann gesagt, „siehst du, so – dumm sind sie!“ So erklärt sich Volksmund hinterher selber. Er greift eine Beobachtung auf und macht daraus einen Scherz. Am dümmsten findet er die Gans, wenn ein Wetter aufzieht. „Er sieht aus wie eine Gans, wenn's donnert“, sagt man von einem, der ein ganz hilfloses, verdattertes Gesicht macht.

Und ist es nun wirklich ein Schimpf, wenn wir die Gans am Menschen messen? Vielleicht ist es eher ein Lob, eine Anerkennung? Niemand nennt einen Regenwurm, eine Fliege, ein Kaninchen dumm. Sie bleiben uns in ihren Triebhandlungen zu fern. Die Gans aber lebt uns so nahe, daß wir ihr menschliche Fähigkeiten zubilligen möchten. Und wenn wir die Gans in ihrem Verhalten einmal nicht verstehen, dann vergleichen wir sie mit einem – törichtem Menschen!

MÄUSEBUSSARD

Ein sonniger Frühlingstag Anfang März! Wir stehen unter den alten Buchen des Sonnenbergs am Rande der Hainleite. Durch die eben austreibenden Zweige scheint die wärmende Sonne bis auf den Waldboden und hat an dem nach Süden liegenden felsigen Hang schon die ersten Knospen der wohlriechenden Heilprimel geweckt. An feuchteren Stellen blühen die Leberblümchen. Da ertönt über uns ein langgezogener, heller Schrei: „Hiäh“ oder „Wjieä“! Er erinnert etwas an das „Miau“ einer Katze. Wir blicken nach oben und erkennen durch die Wipfel die breiten Schwingen eines großen Vogels, der mit langsamen Schlägen über dem Walde kreist. Jetzt sehen wir ihn wieder durch eine Lücke zwischen den Kronen – ein wundervolles Gleiten und Schweben mit ausgebreiteten Flügeln! Die Flugbreite mag einundeinviertel Meter und mehr betragen. Wieder ertönt der miauende Ruf, diesmal etwas schwächer. Der höher kreisende Gefährte antwortet. Kein Zweifel, das Bussardpaar, das wir schon im vergangenen Sommer draußen über den Feldern beobachteten, ist wieder eingetroffen. Jetzt müßten wir eigentlich den Horst finden können, der uns im Sommer in den dichten Kronen verborgen blieb! Eine Zeitlang suchen wir vergebens, endlich finden wir ihn hoch im Wipfel einer alten Buche. Wohl zwölf Meter über uns, in einer Astgabel in der Nähe des Stammes, sehen wir den Bau aus größeren und kleineren Ästen und Zweigen. Er macht einen etwas zerzausten Eindruck; er hat wohl im Winter gelitten und muß ausgebessert werden. Uns schlägt das Herz höher: der Frühling hat sich eingestellt!





Nach einer halben Stunde sind wir ins Tal abgestiegen und treten am Waldrand ins Freie. Im kurzen Grase vor uns sprießen die ersten Kuhschellen oder Pulsatillen, noch eingehüllt in ihr schützendes Kleid aus silberglänzenden, zottigen Härchen, als ob sie schliefen. „Schlafsack“ werden sie von den Kindern aus dem unter uns liegenden Dörfchen genannt. Da ertönt über uns wieder der Schrei der Bussarde. Jetzt, mit der Sonne im Rücken, erkennen wir auch ihr rostbraunes Kleid, die gespreizten Enden der Handschwinge und den breiten, gerundeten Schwanz oder „Stoß“. Unermüdlich kreisen die Tiere über den im Sonnenschein liegenden Feldern, unberührt vom regen Autoverkehr auf der Landstraße und dem Eisenbahnzug, der sich mit Fauchen und Zischen hinaufarbeitet zur Höhe der Hainleite.

Über eine Stunde beobachten wir schon den wundervoll leichten Flug. Am Hang gleiten sie mit dem Aufwind wie spielend aufwärts, dabei erkennen wir deutlich die heller aufleuchtende Unterseite; beim Abbiegen folgen ruhige, langsame Schläge der breiten, stumpfen Flügel. Das eine Tier ist ein wenig kleiner – wohl das Männchen –, seine hellere Färbung ist aber, wie wir wissen, kein Geschlechtsmerkmal.

Wieder und wieder ertönt der kennzeichnende Schrei. Uns erscheint er wie klagend, aber er ist wohl eher ein lustbetontes Frage- und Antwortspiel. Und als ob er unsere zweifelnden Fragen vernommen, gibt uns das Männchen jetzt Antwort: in einem fast übermütig wirkenden Sturzflug schießt es nach unten und „rudert dann mit wuchtigen Flügelschlägen in weitausholendem Takte durch die Luft“. Die ausgezeichneten Kenner Demandt und Niethammer bezeichnen das als einen charakteristischen Balzflug.

Seid begrüßt, vertraute Frühlingsboten! In vier Wochen wollen wir euch an eurer Kinderwiege besuchen.

Als wir im April wiederkehren, begrüßt uns ein Blüenteppich von dunkelgelben Himmelschlüsseln. Am Horstbaum ist es still. Nichts von dem fast lärmenden Gehabe beim Balzspiel und Nestbau im Vorfrühling! Dennoch sind Bussards „zu Hause“. Eben streicht das hellere Männchen durch die nun ganz dichten Baumkronen, in denen wir den Horst kaum wiederfinden. Er selbst scheint uns jetzt auch dichter und schimmert grünlich, als ob die dürren Reiser frisch getrieben hätten. Wir wissen aber aus eigenen Beobachtungen und aus den Berichten anderer, die vom sorgfältig getarnten Ansitze in der Krone von Nachbarbäumen her Bussarde beim Nestbau und Brüten beobachtet haben, daß sie ihren Horst, so lang sie ihn bewohnen, mit grünem Gras und belaubten Zweigen ausulegen pflegen. Dieser Horst hier ist bewohnt, das sieht man ihm an. Vielleicht brütet das Weibchen schon? Wir wollen einmal nachfragen! Händeklatschen und Rufen bleiben ohne Wirkung, also werden wir zudringlicher und klopfen etwas unsanft am Baume. Da fährt ein großer, brauner Vogel aus der Nestmulde und verschwindet eilig wie ein Schatten in den Baumkronen. Wir begnügen uns mit der Feststellung und ziehen uns zurück; wir werden auch niemandem den Horstbaum verraten.

In Gedanken verfolgen wir das weitere Geschehen am Horste, von dem wir nun genug wissen. Das Weibchen wird bald zurückkehren und weiterbrüten. Möglich, daß es zu den ersten beiden Eiern noch ein drittes dazulegt. Vier Wochen heißt es dann geduldig zu warten, bis sich in den grünlichweißen, braunbetupften Eiern die Jungen melden und um Auslaß bitten. In der Zeit wird das Weibchen vom Männchen treulich mit Nahrung versorgt. Ja, der Gatte löst auch gelegentlich die Gattin beim Brüten ab; das geschieht aber so rasch und heimlich, daß es lange Zeit selbst guten Beobachtern unbemerkt blieb. Wenn nacheinander die Jungen in ihrem Daunenkleid auskom-

men, vermehrt sich die Arbeit. Nicht nur, daß die Kleinen wie alle Jungvögel eine gewaltige Freßlust entwickeln, die Nahrung wird auch erst sorgfältig zubereitet und in kleinen Portionen verfüttert. Außerdem ist immer etwas am Nestrande zu bessern; er muß erhöht werden, damit keins der zuerst recht hilflos im Nest hockenden Jungen herausfallen kann. So ist eigentlich immer ein Elternteil, meist das Weibchen, am Neste beschäftigt, während der andere eifrig Futter zuträgt. Jetzt mag wohl in der Speisekarte häufiger auch ein Jungvogel und selbst gelegentlich ein Junghäschen auftreten; die Hauptsache aber bleiben Mäuse und Ratten, Frösche, Eidechsen und Schlangen. Zunächst wird nur Fleisch verfüttert, bald aber sind auch Teile des Fells und der Knochen dabei. Rasch wachsen die Jungen heran; in dem einmal gewechselten Daunenkleid erscheinen in der dritten Woche die ersten Spitzen des endgültigen Gefieders. Aber es dauert doch recht lange, mindestens sieben Wochen, bis die Jungen ausgefiedert und flügge sind. Natürlich haben sie sich schon vorher recht selbständig gemacht. Sie stehen in der Nestmulde und zerlegen die ihnen gebrachte Beute selbst. Heinroth hat beobachtet, daß zum Beispiel eine Ratte sorgfältig innen ausgefressen wurde, dann wurden Fell und Knochen auf einmal als leckeres Dessert hinabgewürgt. Wohl bekomm's, würden wir sagen! Und das tut's auch! In den filzigen Gewöllen, die bald den Horstrand zieren, sind nur wenig Knochenreste enthalten. Dafür ist der Kot, der in flüssigem Strahl anderthalb Meter weit über den Rand gespritzt wird, oft kalkweiß. Nach acht Wochen werden die Jungen, von den Alten nur durch eine mehr längs statt quer gestreift erscheinende Unterseite zu unterscheiden, mit ihnen über Wald und Feld kreisen!

Bei der Pilzsuche im Sommer hören wir mitten in den ausgedehnten Kiefernwäldern der Mark den langgezogenen Schrei. Bald darauf beobachten wir über den Feldern

der großen Rodung einen recht hell gefärbten „Katzendler“, wie er hier nach der Stimme auch genannt wird, bei der Jagd. Über einem Feldrand dreht er gegen den Wind, unterbricht das Schweben durch ein „Rütteln“ vor Ort, gleitet dann steil mit angelegten Flügeln nach unten, streicht noch ein Stück dicht über den Boden und greift mit vorgestreckten Fängen zu. Gleich darauf erhebt er sich mit rudernden Flügelschlägen und strebt mit einem dunklen Etwas in den Fängen dem Walde zu. Das war sicher kein Vogel; die Lerche, die neben ihm aufstieg, oder die ihn umspielenden Schwalben beachtet er so wenig wie sie ihn.

Sommerliche Urlaubstage im Erzgebirge, in den Fichtenwäldern des Thüringer Waldes, an den Seen in Oberbayern – stets waren sie begleitet vom vertrauten Flugbild und den Rufen der Bussarde. An der Ostsee in Mecklenburg sahen wir den Horst auf den Grenzbäumen zwischen den Weideflächen; in den weiten Rübenbreiten der Provinz Sachsen suchen wir ihn kaum vergeblich inmitten der Feldgehölze. Gern lauert der Vogel auf einem Pfahl, einer niedrigen Korndieme, selbst auf Erdhaufen, unbeweglich und scheinbar schlafend. Aber die geringste Bewegung am Mäuseloch, im Erdhaufen des Maulwurfs entgeht ihm nicht, und ruhig, aber sicher faßt er zu. Der Bussard ist einer unserer häufigsten Raubvögel, er gehört in jede deutsche Landschaft, mit Ausnahme vielleicht des Hochgebirgs.

Und wir treffen auf ihn zu allen Jahreszeiten, selbst im Winter. Meist sind es allerdings nicht dieselben Tiere, die im Sommer brüten. Nur im Nordwesten, im atlantischen Klima mit milden Wintern, bleibt die Mehrzahl der einheimischen Tiere auch im Winter da. Sie erhalten aber Zuzug von Gästen aus Schweden und andern nordischen Ländern. In Nord- und Mitteldeutschland ist die Zahl der abziehenden oder streichenden Vögel größer. Hier werden

sie abgelöst durch Wintergäste aus Polen und der baltischen Union. Der östlichen Kälte und den rauhen bayrischen Wintern weicht die Mehrzahl unsrer deutschen Bruttiere aus. Nur die Alten beharren gern, als ob sie müde wären. Aber das ist's nicht; ihr Zugtrieb ist schwächer geworden. Das sind aber nun nicht etwa, wie oft geglaubt wird, die auffallend weißen Tiere mit der „Storchfärbung“ als besondere Spielart. Die meisten können mit dunklen Geschwistern im gleichen Horste aufgewachsen sein, wenn die Eltern schon die Neigung zu Weißfärbung zeigten. Auch das immer wieder anders gefärbte Kleid macht eben die Beobachtung der Bussarde so reizvoll. Es fällt schwer, zwei völlig gleichgefärbte Stücke zu finden.

Beim Streichen und auf dem Zuge ist die Flugart etwas anders als sonst. Die Tiere fliegen mehr geradlinig in weiten Verbänden, aber immer wieder wird der Flug durch ein ruhiges Kreisen unterbrochen. Wenn im Wintermorgen der zarte Rauhreif alle Zweigspitzen mit einem weißen Kleid überzogen hat, dann können wir in der Morgensonne die streichenden oder ziehenden Gäste auf der Jagd beobachten. Da hocken sie besonders gern auf Pfählen oder Erdhaufen als dunkle oder hellere Bekrönung auf dem Anstand und lauern, ob Meister Samtrock in seinem Erdhaufen sich regt. Dann wollen wir darauf achten, ob sich unter den Jägern nicht auch ein häufiger Wintergast, der Rauhfußbussard mit befiederten Läufen, findet. Wenn Pfähle und Erdhaufen zur Verfügung stehen, dann sitzt er als Brutvogel der ebenen, baumleeren Tundra bestimmt auf dem Erdhaufen. Am leichtesten können wir ihn im Fluge erkennen. Die helle Flügelunterseite trägt am Bug einen dunklen Fleck, und die weiße Schwanzwurzel hebt sich deutlich ab.

Jahrzehntelang ist unser harmloser Mäusebussard als „gefährlicher Räuber und hinterlistiger Mörder“ verschrien gewesen. Rücksichtslos wurde der wenig scheue

Vogel von der Krähenhütte aus abgeknallt, wenn er wie andere Raubvögel mit den Krähen auf den Uhu herabstieß oder „haßte“, der auf einem Pfahl vor der Hütte angekettet saß. Die „weidgerechten“ Jäger behaupteten, der Bussard sei „für das harmlose, niedere Wild, für die beflügelten und behaarten kleineren Bewohner von Flur und Wald höchst gefährlich“.

Die Zitate stammen aus einem Jagdbüchlein eines höheren Hofbeamten in Sondershausen aus dem Jahre 1878. Der Verfasser, ein eifriger Jäger, aber zugleich Mitglied der Ornithologischen Gesellschaft zu Berlin, bekämpft leidenschaftlich die Ansichten und Mahnungen erfahrener Vogelkenner, darunter die E. A. Brehms, des Verfassers von „Brehms Tierleben“, daß die Bussarde als nützliche Mäusefänger geschont werden sollten. Er berichtet unter anderem, daß er „bei der Untersuchung von Horsten des Bussards in einer Gegend, wo viele Ringelnattern zu Hause waren, sehr viele dieser Reptilien, vermischt mit großen Regenwürmern, ein junges halbverzehrtes Häschen, einen Maulwurf gefunden habe“. Und damit ist für ihn die Schädlichkeit des Bussards auch für den Landwirt erwiesen, denn „daß Ringelnattern und Eidechsen, ja selbst Mäuse, eine Menge schädlicher Kerbtiere wegnehmen, ist bekannt“. Jeder Schüler könnte ihn jetzt belehren, daß Ringelnattern Frösche fressen und daß die kerbtierfressenden Mäuse keinesfalls Feldmäuse, höchstens Spitzmäuse sein können. Und die liebt der Bussard gar nicht! Wir erkennen aber daraus, welche Menge von Vorurteilen und Irrtümern beseitigt werden mußte, ehe die Frage von Nutzen oder Schaden nicht nur des Bussards, sondern aller Raubvögel sachlich und leidenschaftslos geklärt werden konnte. – Inzwischen sind Tausende von Bussarden beim Schlagen der Beute und beim Füttern der Jungen beobachtet worden. Vor allem aber haben Uttendörfer und seine Mitarbeiter zuverlässige

Untersuchungen durchgeführt und Hunderte von Kröpfen und Mägen erlegter Raubvögel auf die darin enthaltenen Beutereste geprüft! Wir wissen nunmehr mit völliger Sicherheit, daß der Bussard die Namen „Mäusebussard“ oder „Mauser“ zu vollem Recht trägt! Nie schlägt der Bussard fliegende Beute, er kann nur laufende oder sitzende Tiere am Boden fassen. Und dabei überwiegen neben Schlangen oder Eidechsen die Feldmäuse derart, daß der Mauser für die Jagd keinesfalls schädlich, für den Landwirt nur nützlich werden kann. Er sollte also unbedingt geschont werden, und wir wollen hoffen, daß diese Erkenntnis dann bei allen Jagdberechtigten durchgedrungen sein wird, wenn erst die Beschränkungen in der Ausübung der Jagd fallen werden.

Aber freilich, mit der Erkenntnis muß sich auch das Erkennen des Bussards verbinden, und daran fehlt es noch immer. Immer wieder wird er als „Stößer“ bezeichnet und also mit dem Hühnerhabicht verwechselt, über dessen Schädlichkeit oft übertriebene Vorstellungen herrschen.

HABICHT und SPERBER

Vielleicht werden außer den „Feldornithologen“, also den planmäßig im Freien beobachtenden Vogelkennern, im allgemeinen wohl nur die Halter von Hausgeflügel die Gelegenheit haben, den Habicht einmal beim „Stoßen“ genau zu beobachten. Mir ist es nur einmal – beinahe gelungen! Meine Wohnung im nördlichen Leipzig liegt unmittelbar am Rande des Auenwaldes, hier „Rosental“ genannt. Die umgebenden Gärten des Waldes erhalten regelmäßig Besuch von kleineren und größeren geflügelten und selbst vierbeinigen Gästen. Eichhörnchen plündern im Herbst die Haselnußsträucher, Ringeltauben nisten in der Weimutskiefer, der Grünspecht holt sich seine Regenwürmer vom Rasen, der Bussard, den der alte Professor im Nebenhaus hartnäckig „Katzenadler“ nennt, kreist über uns; den Turmfalken kann ich vom Fenster aus beim Rütteln beobachten. Daß auch der Hühnerhabicht bis in unmittelbare Nähe der Stadt sein Jagdgebiet ausdehnen würde, hätte ich nicht gedacht! Aber warum eigentlich nicht? Gefahr droht dem pfeilgeschwinden, wendigen „Stößer“ hier in der Nähe der Häuser noch weniger als im Dorfe oder am einsamen Forsthaus, und bequeme Beute gibt es jetzt, wo fast in jedem Garten ein paar Hühner oder Karnickel gehalten werden, auch reichlich. Jedenfalls erzählte mir eines Tages der Nachbar, daß ihm vor zwei Tagen ein „Stößer“ eines seiner halberwachsenen Hühner vor seinen Füßen weggeholt habe. Ich war etwas im Zweifel, denn rücksichtslose Verfolgung durch Forst- und Landwirte hatte den Habicht schon zu einem recht seltenen Vogel gemacht. Deshalb ließ ich mir den An-

greifer genau beschreiben. Aber die Merkmale stimmten! Reichlich hühnergroß, Oberseite schieferbraun, Unterseite viel heller mit dichter, dunkler Querbänderung, langer Schwanz mit zwei dunklen Querbändern, alles richtig! Wie ein dunkler Schatten sei er dicht über dem Boden zwischen den Büschen herangeschossen, habe ein Huhn gegriffen und sei mit ihm wie ein Pfeil davongeschossen. Dabei habe er ihn mit seinen gelben Augen höhnisch angefunkelt, als er selber mit dem Rechen herangestürzt sei. Alles das entsprach dem, was ich von Aussehen und Gewohnheiten des kühnen Räubers wußte; sollte er wirklich in unserem Auenwalde wieder auftreten und sich sogar in unsere Gärten wagen? Ich beschloß aufzupassen und rückte, so oft es ging, mit meiner Schreibmaschine ans offene Fenster, wo ich die Hühner beobachten konnte.

Und wirklich, schon am nächsten Tage kam er wieder! Eben noch hatte ich hinuntergeschaut und die Hühner friedlich zwischen den Büschen scharren und picken sehen und schrieb wieder, da hörte ich die Hühner aufkreischen und sah einen großen, schieferbraunen Vogel mit kurzen breiten Schwingen in zackigen Wendungen durch das Gebüsch das Weite suchen, ein Huhn in den langen Fängen. Das war so recht die Art des Habichts! Nie jagt er im freien Luftraum. Wie ein hinterlistiger Heckenjäger streift er in geringer Höhe durch Bäume und Büsche; die breiten, aber verhältnismäßig kurzen Schwingen und der lange, bald schmal getragene, bald gefächerte Stoß lassen ihn allen Hindernissen in Busch- und Parkgelände sicher ausweichen. Er liebt die Überraschung; mit starken Flügelschlägen saust er im Kurzstreckenflug um und durch das Gebüsch; mit blitzschnellem Zugriff seiner kräftigen Fänge, deren Muskeln und Sehnen hart sind wie Eisendraht, schlägt er Hasen und Eichhörnchen, Hühner und Fasanen, Krähen und Häher. Gelegentlich fliegt und streicht er auch in größeren Höhen und ist dann leicht an

dem Flugbild, den kurzen, breiten Schwingen mit dem langen Stoß, zu erkennen. Eine Verwechslung mit dem ruhig kreisenden Bussard mit seinem breiten, kurzen Schwanz sollte eigentlich nicht möglich sein, selbst wenn sein Flugbild bei den blitzschnellen Wendungen und reißenden Stoßflügen sehr veränderlich ist und er zuweilen mit gewinkelten Flügeln ohne merkbaren Flügelschlag wie ein lebendes Geschoß auf seine Beute schießt – das kann nie der Mäusebussard sein!

Kurze Zeit darauf, am Morgen nach einem Wandertage, wurde ich in der Schule von einer aufgeregten Schar empfangen. „Herr Doktor, Dieter hat einen Raubvogel gefangen.“ – „Unten in der Besenkammer sitzt er!“ – „Ein junger Adler!“ – „Quatsch, du! ein Bussard ist es!“ – „Kommen Sie, kommen Sie!“ – „Na, halt mal, ihr Aufschneider, gleich einen Adler gefangen – wie denn? – Mit der Hand wohl? – Ah, da ist ja Dieter! Na, da erzähl mal! – Aber was hast du denn an der Hand? Verbunden? Warst du beim Arzt?“ – „Ja, Herr Doktor! Wir hatten doch gestern Wandertag mit Herrn Dr. Schramm, im Planitzwald bei Machern, und da sah ich am Boden plötzlich im Grase einen Raubvogel, der nur hüpfen konnte. Ich ihm nach und die Jacke überwerfen war eins!“ – „Donnerwetter, du bist ein Kerl! – Aber erwischt hat er dich wohl auch?“ – „Ja, als ich ihn in den Rucksack stecken wollte, da griff er mit seinen Krallen zu, und das ging gleich ganz durch! Ich kriegte meine Hand gar nicht wieder 'raus, so hat er zugekrampft!“ – „Junge, Junge, das hätte auch schief gehen können, hat's denn geblutet?“ – „Aber wie! Das Taschentuch war ganz blutig; Herr Dr. Schramm hat mich gleich verbunden und zum Arzt geschickt!“ – „Das war richtig; solche Krallenwunden können vergiftet sein und lebensgefährlich werden!“ – „Von dem fauligen Fleisch, Herr Doktor?“ – „Ja, aber wir wissen ja auch noch gar nicht, was für einen Vogel

ihr erwischt habt! Nun zeigt ihn mir aber mal!“ Mit Dieter voran ging's in den Keller. Einmal stieß er sich an die Hand und zuckte zusammen. „Tut's noch weh, Dieter?“ – „Nur wenn ich dran stoße, ein bißchen!“ – „Und gestern?“ – „Na, es ging.“ – Ich kannte Dieter und wußte, es mußte höllisch weh getan haben. – Da saß der Gefangene am Boden. Als wir näher traten, versuchte er aufzufliegen, es gelang ihm nicht. Die Schwungfedern waren noch im Auswachsen und nicht lang genug, den Körper zu heben. Auch im Körpergefieder sproßten erst überall die Deckfedern aus den Daunen. Der Vogel war noch nicht flügge und wohl aus irgendeinem Zufall, vielleicht bei den ersten Flugversuchen, aus dem Horst gefallen. Verletzt schien er nicht zu sein. Seine Fänge und der krumme Hakenschnabel zeigten deutlich, daß er zur Sippe der Tagraubvögel oder Greifvögel gehöre. Aber welcher Gattung und Art? An Jungvögeln ist das nicht immer auf den ersten Blick zu sehen, da manche bezeichnenden Merkmale sich erst später ausbilden. Dazu gehörte hier offenbar der Schwanz, der noch nicht ausgewachsen schien.

Zunächst wurde dem Gefangenen eine Hausmaus angeboten, die Dieter vorsorglich in der Nacht in einer Falle gefangen hatte. – Hurra! Er griff sofort zu und fing an zu „kröpfen“, das heißt die Beute stückweis zu zerrupfen und zu fressen. Diese Sorge wäre also erledigt! – Nun noch einen Käfig beschaffen! Halt! Hier der große Flaschenschrank mit den Wänden aus Drahtgitter wird leer gemacht, die Zwischenböden werden herausgehoben, und eine Sitzstange wird quer durchgesteckt! Ausgezeichnet! Nun noch die Umsiedlung! Mit einer Tragstange, nämlich dem Besenstiel, der ihm in die gefährlichen Fänge geschoben wird, gelingt auch das. – Nun konnten wir daran gehen, den Gefangenen nach Gattung und Art zu „bestimmen“. Ich vermutete, daß es ein junger Habicht sei, verriet aber zunächst noch nichts.

Der Vergleich mit den Stopfpräparaten unsrer Sammlung ergab, daß der Größe nach nur Bussard, Habicht oder Wanderfalk in Betracht kommen konnten. Die Fänge waren aber bereits kräftiger als die des erwachsenen Bussards, und am Oberschnabel fehlte die Hornzacke, der „Zahn“, das Kennzeichen aller echten Falken. Also Habicht? Wir hatten Männchen und Weibchen in der Sammlung, das erste kaum größer als eine Taube, das Weibchen hühnergroß. Auffallend lang bei beiden der Schwanz, der vor allem beim Weibchen vier deutliche Querbänder aufwies! Das aber hatte unser Häftling nicht. Auch die Färbung wollte nicht recht stimmen. Soweit schon zu erkennen, war die Unterseite rostfarben mit dunklen Längsstreifen. Bei den ausgewachsenen Tieren erschien sie viel heller und trug eine deutlichere Querbänderung. Diese war vor allem bei dem zum Vergleich herangezogenen kleineren Sperber noch viel auffälliger. Wir sagen ja in solchen Fällen: die Unterseite ist „gesperbert“! – Unser Gefangener war es jedenfalls nicht. Nun wurden unsere Vogelwerke zu Rate gezogen, auch Brehms Tierleben gewälzt – und da stand es: „Im Jugendkleid ist der Oberkörper braun, jede Feder rostgelb gekantet und gefleckt, der Unterkörper rostweißlich, braun in die Länge gefleckt.“ Damit war die Artdiagnose gestellt: junger Habicht! Das war immerhin bemerkenswert, ein Nachweis, daß der Habicht im Leipziger Raum noch Brutvogel ist. Das war wertvoll für das Naturkundliche Heimatmuseum in Leipzig, das wie andere Museen gleicher Art Vorkommen und Verbreitung der heimischen Vogelwelt in Unterlagen festhält.

Unser Gefangener ahnte noch nichts von dem Schicksal, das sich über seinem Haupte zusammenzog; er fraß gierig, was ihm von den verschiedensten Helfern und in reicher Abwechslung angeboten wurde: Mäuse, Sperlinge, eine verunglückte junge Taube, ein junges Meerschweinchen,

ein Eichhörnchen und anderes! Die gefiederte Beute wurde vom Habicht erst teilweise gerupft, aber mit den Knochen verschlungen. Unverdauliche Stoffe, vor allem Fell und Federn, wurden in Gewöllen wieder herausgewürgt, aber Knochen waren darin nicht mehr zu finden. Man sah, daß das viele Futter gut anschlug. Rasch vervollständigte sich das Jugendgefieder; der Schwanz wuchs in die Länge und erhielt seine „richtige“ Form und Farbe.

Inzwischen war nach eingehenden Erinnerungen und Befragen des Meßtischblattes 1:25000 der Fundort so gut wie möglich festgestellt worden. Daraufhin führen einzelne von uns, darunter Dieter als stolzer Fänger, mit den Herren vom Museum noch einmal hinaus in die Pläntz, um den Horst festzustellen. Nach einigem Suchen fand sich auch ein großer Bau in einem lichten Bestand alter, hoher Kiefern, mindestens zwanzig Meter über dem Boden. Von den Alten und von möglichen Geschwistern war nichts mehr festzustellen. Die Jungen mochten ausgeflogen sein, und die ganze Gesellschaft hatte sich wohl vor der zahlreichen und etwas geräuschvollen „Untersuchungskommission“ in Sicherheit gebracht.

Auch unser Junghabicht in der Stadt war flügge und konnte nicht länger mehr in seinem immerhin engen Käfig belassen werden, wenn er sich nicht zum mindesten die Federn, vielleicht sogar die Knochen beschädigen sollte. Was tun? Wäre er ein Bussard, so bestünde kein Zweifel: Freilassen! Auch bei einem Wanderfalken hätten wir wohl nicht gezögert. Aber ein Habicht? Nein! Natürlich ist er kein „heimtückischer Mörder und Strauchdieb“, der für seine „unverbesserlichen Freveltaten“ bestraft werden müßte – das Beuteschlagen ist seine Natur, und bei seinem reißenden Flug ist auch der Energiebedarf entsprechend hoch, so daß er viel schlagen muß. Freilich gerät er durch die ihm gemäße Auswahl öfters in Konflikt mit unserer Kulturwirtschaft, die Hühner, Enten und Gänse als Nutz-

tiere für den eigenen Bedarf heranzieht und den Bestand an Wildgeflügel planmäßig hegt. Darum ist der Habicht immer „vogelfrei“ geblieben und nicht in die Liste der geschützten Vögel aufgenommen worden. Dennoch hat er sich bei uns als Brutvogel gehalten, dank seiner Vorsicht und Schnelligkeit. Er wird auch in Zukunft nicht aussterben. Der Vogelfreund freut sich dessen; die Hühnerhalter freilich werden vielfach anderer Meinung sein.

Unser Gefangener aus dem Planitzwalde liegt jetzt in der Balgsammlung des Leipziger Heimatmuseums als Belegexemplar über das Brutvorkommen im Leipziger Raum.

Der Sperber kann in seinem Fluge und in seiner Lebensweise als verkleinerte Ausgabe des Habichts gelten. Das Männchen ist nicht viel größer als eine Drossel, das Weibchen wiederum der größere und stärkere Ehepartner. Aber das Männchen hat ein auffallenderes Kleid. Die braunen Flügel heben sich deutlich vom graublauen Rücken ab, die Unterseite trägt auf weißem Grunde kennzeichnende, rostrote Querbänder. Beim Weibchen ist die Färbung einheitlicher, Oberseite und Sperberung der Unterseite spielen mehr ins Bräunliche. Der Sperber ist kleiner und schwächer als der Habicht, der gelegentlich auch Doppelsperber genannt wird. Deshalb sucht der Sperber auch seine Beute unter kleineren Vögeln oder Säugetieren. Aber er kann unter den Finken und Sperlingen des Futterhäuschens im Winter genau so überraschend auftauchen wie unter den Tauben auf dem Hühnerhof. Deshalb wird auch er verfolgt und lernt daraus. Alte Sperberweibchen oder -männchen sind nicht minder vorsichtig und heimlich als Habichte.

Wie Habichte sind die Sperber zum Teil Zugvögel, zum Teil bleiben sie auch im Winter bei uns und streichen umher. Sie erscheinen dann oft selbst in Gegenden, wo sie im Sommer fehlen. Da der Kuckuck umgekehrt im Herbst

unbemerkt verschwindet und im Winter fehlt, während er im Sommer durch seinen Ruf sehr auffällt, entstand der noch heute nicht ganz verschwundene Volksglaube, der Kuckuck verwandle sich im Winter in einen Sperber.

Das mag uns eines lehren: Es genügt nicht, eine Tatsache richtig zu sehen; es ist noch wichtiger, sie in den richtigen Zusammenhang zu bringen, richtig zu verstehen und richtig zu deuten. Und leider ist es eine längst nicht genügend gelöste Aufgabe, aufzuräumen mit falschen Deutungen an sich zutreffender Beobachtungen.

WANDERFALKEN

Menschen urteilen immer wieder nach menschlichen Begriffen über Tiere. Der harmlose Mäusebussard ist „ein schändlicher Räuber“, wenn er auf dem Erdhaufen an der Feldscheune auf Mäuse lauert und wenn er im Frühjahr der nach Futter gierenden Brut wohl gar ein krankes Junghäuschen zum Horst trägt. Dem Habicht nimmt man übel, daß er seine Beute in überraschendem Zugriff vom Hühnerhof holt; und er gilt als „feiger Strauchdieb“, der die „ehrliche Jagd“ scheut. Wenn der Wanderfalk in reißen-dem Fluge seine Beute, Krähen und Schwalben, Rebhühner und Tauben, überholt und schlägt, so bewundert man ihn als „kühnen“ Flieger und „stolzen“ Jäger. Und doch schlägt der Wanderfalk, genau so wie sein kleinerer Vetter, der Baumfalk, seine Beute nicht etwa deshalb im Fluge und nie am Boden, weil er dies als „hinterlistig und feige“ verabscheute: sein Körperbau zwingt ihn einfach dazu! Spitze Schwinge und kräftige Flugmuskeln geben beiden Falkenarten solche Fluggeschwindigkeiten, daß sie nicht wagen dürfen, nach sitzender oder laufender Beute zu jagen. Sie kämen am Boden in Gefahr, selbst zu Schaden zu kommen. Sie fliegen schneller als alle anderen Vögel; der Baumfalk überholt sogar die Mauersegler in ihrem reißen-den Fluge! Es ist schon ein aufregendes Bild, wenn ein Wanderfalk einen Schwarm flüchtender Tauben mit schnellen Flügelschlägen einholt und spielend überhöht. Jetzt stößt er von oben zu. Die Flügelschläge folgen schneller aufeinander, dann werden die Flügel stark gewinkelt, und wie ein geflügeltes Geschoß kommt der Jäger über die ausersehene Beute, der kein Ausweichen, kein





Abstürzen nach unten helfen kann. In sicherem Griff der eisenharten Fänge durchbohren die dolchähnlichen Krallen das Opfer, dessen Widerstand sofort nachläßt. Dann eilt der Falk mit fördernden Flügelschlägen einem Rastplatz zu, seine schlaff in den Fängen hängende Beute mit sich schleppend.

Mit dieser Belastung kann der Falk seine wichtigste Fähigkeit, die überragende Geschwindigkeit, nicht voll entwickeln. Das machen sich manche schwächeren Raubvögel, namentlich die Milane, zunutze. Sie belästigen den abstreichenden Falken so lange, bis er seine Beute fallen läßt, die der Bettler dann in der Luft auffängt. Das scheint so, als ob ein stolzer Jäger lästiges Gesindel los werden wolle, aber diese Deutung ist wieder menschlich. Der belastete Falke ist einfach zu sehr gehemmt, um sich wirksam zu verteidigen.

Der Wanderfalk ist, wie mancher andere Besitzer großer Schwingen, in Deutschland selten geworden, so selten, daß er jetzt unter strengen Naturschutz gestellt ist. Seine Abnahme liegt wohl nicht nur daran, daß er zu viel abgeschossen worden wäre. Dazu ist er zu scheu und zu schnell. Aber der Wanderfalk wählt seinen Nistplatz nur in einsamen Waldgegenden. Von einem Horst kann man eigentlich kaum reden. Erstens baut der Wanderfalk kaum je ein eigenes Nest; er benützt vielmehr, wenn überhaupt, einen fremden Horst, z. B. den der Krähen, die er wohl auch gewaltsam vertreibt. Oft nistet er nur in einer Felspalte oder unter einem Vorsprung an einer abgelegenen und steilen Felswand auf ein paar Reisern. Nur abgelegen, einsam muß der Nistplatz sein, sei es in stillen Wäldern oder an verborgenen Felswänden. Seine große Fluggewandtheit erlaubt dem Falken ja, schnell große Entfernungen zwischen Nistplatz und Jagdgebiet zu überwinden. Als starker, anspruchsvoller Jäger braucht er außerdem ein großes Revier und liebt keine Nachbarn.

Nun werden in Deutschland einsame Wälder und stille Felsen immer seltner, und auch damit mag der Rückgang in der Zahl der deutschen Brutpaare des Wanderfalken zusammenhängen. Früher muß das anders gewesen sein! Freilich können die vielen „Falkensteine“ oder „Falkenburgen“ in unsern deutschen Wäldern und Gebirgen auch nach dem Turmfalk genannt sein.

Ich kenne einen solchen Falkenhorst, in dessen Nähe sich auch die Ruinen einer „Falkenburg“ befinden. Am Südhang des Kyffhäusergebirges liegt die alte Salzquellenstadt Frankenhausen inmitten einer eigenartigen Landschaft wild zerrissener Schluchten und Hügel im weißen Gipsfelsboden des Zechsteins. Heiß brennt die Sonne auf die nach Süden offenen Hänge, in denen Regenwasser rasch versickert und dabei den Gips auflöst. Deshalb liegen die Felswände vielfach kahl oder tragen nur eine lockere, wärmeliebende Pflanzenwelt, die Steppenheide. Sie ist ein Paradies nicht nur für wärmeliebende, seltene Insekten, Heuschrecken, Hautflügler und Schmetterlinge und lockt immer Naturforscher, Botaniker und Entomologen an. Im wasserlöslichen Gipsboden hat das Regen- und Sickerwasser allerhand Spalten und Hohlräume ausgewaschen. Dazu gehört das in der Zeit romantischer Geschichtsauffassung als Barbarossahöhle erschlossene und vielbesuchte Höhlensystem westlich von Frankenhausen. Es scheint aber so, als ob es in Zukunft an Bedeutung weit überholt werden soll von einem Kluft- und Höhlensystem in dem „Kattenburg“ genannten Felsen. Hier sind Ausgrabungen im Gange, die bereits hochinteressante Funde von Höhlenbewohnern vor allem aus der älteren und jüngeren Bronzezeit geliefert haben.

In diesen Klüften haben wohl die Wanderfalken seit Jahrhunderten gebrütet. Dicht bei der Barbarossahöhle liegt nicht nur die Ruine der Falkenburg, auch ein Felsbuckel trägt auf den Flurkarten den gleichen Namen. Und

hier in der Nähe kam ich vor Jahren, als ich in den einsamsten Schluchten nach seltenen Orchideen suchte, durch Zufall an eine Felswand mit einer tiefen Nische. Auf einmal hörte ich über mir im Eichenmischwald an der Felswand einen merkwürdigen Vogelruf, der wie „Grä-grägräg“ oder „Grä-i“, „Grä-i“ klang. Zwischen den Wipfeln sah ich gerade noch einen stattlichen Raubvogel mit einer Spannweite von über einem Meter und heller Unterseite abstreichen. Die spitz zulaufenden Schwingen und der kurze, nach dem Ende zu sich verjüngende Stoß deuteten auf den Wanderfalken. Das sicherste Merkmal, die beiden groben, schwarzen Bartstreifen rechts und links der weißen Kehle, hatte ich freilich in der Eile nicht feststellen können. Auch der dunkle Kopf und der blaugraue Rücken waren nicht zu erkennen, und doch war ich meiner Sache so gut wie sicher, denn der Nistort paßte gar so gut. Bei näherem Zusehen fand ich auch am Fuße der Felswand Reste, vor allem Federn der Beutetiere. Eichelhäher, Hohltaube, Fasan, Rebhuhn und Krähen, konnte ich in den Rupfun-gen ausmachen. An einen Aufstieg zum Nistplatz dachte ich nicht, schon um die Brut nicht zu stören, er wäre wohl auch nicht leicht gewesen! Ich fand aber später auf der Höhe einer gegenüberliegenden Felswand eine Stelle, von der aus mit dem Fernglas ein Einblick in die Nestmulde möglich war. In den Strahlen der Nachmittags-sonne konnte ich drei offenbar fast flügge Jungvögel erkennen, die in einer Felsnische saßen. Einmal konnte ich auch einen der Altvögel beobachten, der eine Beute heranbrachte, und konnte ihn sicher als Wanderfalken ansprechen. Es mußte wohl das etwas größere Weibchen sein; das kleinere Männchen oder den „Terzel“ bekam ich nicht zu Gesicht. Meine Begegnung mit den Wanderfalken und ihrer Kinderstube liegt schon wieder Jahre zurück; aber ich hoffe, daß sie in ihrem verborgenen Winkel auch jetzt noch ungestört nisten.

Ich bin damals mehrfach an der Kattenburg gewesen, ohne zu ahnen, welche vorgeschichtlichen Erinnerungen ihre Klüfte bargen. In der Bevölkerung im Tale der Sondershäuser und Frankenhäuser Wipper erhält sich noch immer die Überlieferung, daß vor den Franken einst Chaten an den warmen Hängen und an den Salzquellen gesessen hätten, daher auch der Bergname! Daß schon vor mehreren tausend Jahren Höhlenbewohner dort gehaust hatten, davon weiß niemand mehr. Noch weniger ahnte man, was jetzt die Ausgrabungen bewiesen haben, daß sie in ihrer Art schlimmere Sitten gehabt haben als der Wanderfalk, der doch nur fremde Vögel, nicht seinesgleichen, schlägt. Die Höhlenbewohner aber mit der „Aunjetitzer Kultur“, vermutlich Illyrer, haben gelegentlich auch ihresgleichen verspeist! Aufgeschlagene und angekohlte Menschenknochen beweisen es! Seltsame Verirrungen der Menschen, vielleicht verbunden mit religiösen oder kultischen Vorstellungen! Und den Raubvogel wollen sie zum Mörder stempeln, der seinen Hunger stillt oder für seine Brut sorgt!

Den Wanderfalken, ebenso wie die Mauersegler, mag die Vorliebe für Felsen bewogen haben, auch menschliche Steinbauten, wie etwa Häuser und Kirchtürme, als Felsen anzusehen. Er ist auf seinen Beuteflügen oder auf dem Zuge gelegentlich auch in den großen Städten zu beobachten, wie sein viel häufigerer, kleinerer Vetter, der Turmfalk, der hier regelmäßig brütet. Hoch über dem Lärm der Straßen, unerreichbar für die Menschen, scheint er sich ebenso sicher zu fühlen wie in seinen einsamen Wäldern. Die Mehrzahl sind wohl Durchzügler auf dem Herbst- oder Frühjahrszug.

Wanderfalken sind in mancherlei Rassen und Spielarten über die ganze Erde verbreitet. Ihr Brutgebiet erstreckt sich in Europa und Asien bis weit nach dem Norden. Im Herbst ziehen sie dann allgemein nach dem

Süden. Die bei uns im Sommer brütenden Paare werden im Winter durch Gäste aus nördlicheren Brutgebieten abgelöst. Auch die im Winter in Indien auftretenden Tiere kommen aus dem Norden, sie sind wenigstens zum Teil über den Himalaja geflogen. Ihren Namen tragen die stolzen Flieger also mit vollem Recht.

In engen Käfigen verlieren die Wanderfalken, wie die Habichte, ihre Schönheit, aber in großen Flugkäfigen und bei lebenswarmem Futter halten selbst solche ausgesprochene Flugtiere jahrelang aus.

Der Turm- oder Rüttelfalk weist die gemeinsamen Kennzeichen aller echten Falken auf, den zahnartigen Vorsprung im Oberschnabel und die langen, spitzen Flügel. Er ist aber viel schwächer und langsamer als der Wanderfalk und als der Baumfalk und fängt im Fluge eigentlich nur Insekten, auf dem Boden dagegen sitzende und laufende Beute, vor allem Mäuse. Wer hat ihn nicht schon bei der Jagd beobachtet? Wenn er in niedrigem Fluge über die Fluren streift und dabei eine Beute gewahrt, dreht er gegen den Wind und bleibt mit kurzen, zitternden Flügelschlägen und wechselndem Ausbreiten und Schließen des Schwanzes geraume Zeit fast genau auf der gleichen Stelle in der Luft stehen, er „rüttelt“. Hat er die lebende Beute an ihren Bewegungen erkannt, so läßt er sich mit angelegten Flügeln zu Boden fallen und greift zu.

Turmfalken sind sehr schmucke Vögel, vor allem die Männchen mit ihrem aschgrauen Oberkopf und dem Schwanz mit der blauschwarzen, weiß gesäumten Endbinde und dem rötlichen Rücken. Die Unterseite ist hellgelb, die Flügel schwarz. Rücken und Unterseite sind mit schwarzen Endflecken geziert. Das größere Weibchen ist oben rein rötlichbraun. Der Turmfalk nistete ursprünglich wohl ebenfalls auf Felsen, jetzt sucht er dazu besonders gern Türme auf, auch in den größeren Städten. Er ist

unser häufigster und liebenswürdigster Falke. Sein unermüdliches Vertilgen von Mäusen macht ihn für uns sehr nützlich, auch wenn er gelegentlich einen kleinen Vogel erwischt, den wir nicht gern missen mögen.

Seit Jahrtausenden sind vor allem in Mittelasien verschiedene größere Falkenarten gezähmt und zur Jagd, vor allem auf fliegendes Wild, zur „Beize“ abgerichtet worden. Schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung war dieser Sport auch in Europa bekannt; im Zeitalter des Feudalismus wurde er von den Rittern und Fürsten und ihren Frauen gepflegt. Man benutzte dazu meist hochnordische größere Arten von Edelfalken, den Jagd- oder Gerfalken und den sehr hellen Islandfalken. Die Falken wurden durch Aufsetzen einer Lederkappe im Dunkeln gehalten und daran gewöhnt, ihr Futter stets auf der mit einem dicken Lederhandschuh geschützten Hand des Jägers zu kröpfen, sie wurden „abgetragen“. Bei der Jagd, die meist zu Pferde erfolgte, wurde beim Auftauchen des Wildes dem Falken die Kappe abgenommen. Er schlug das Wild und kehrte mit ihm auf die gewohnte Kropfstelle, die Faust des Jägers, zurück. Die beliebteste Jagd mit Falken war die Jagd auf Reiher, die „Reiherbeize“. Seit dem 18. Jahrhundert ist diese feudalistische Jagdform bei uns verschwunden.

FISCHADLER

Hast du, lieber Leser, schon einmal versucht, einen lebenden Karpfen oder eine Schleie mit der Hand im Wasser zu fangen? Wenn nicht, dann probiere es doch einmal! Auch einen lebenden Aal in den Händen festzuhalten, ist ein kleines Kunststück. Der Fischadler hat diese Fähigkeit zu einer wahren Meisterschaft entwickelt. Er frißt eigentlich nur Fische, nur in allergrößter Not einmal Frösche, und er holt sie sich, indem er aus dem Fluge sich in das Wasser stürzt, so daß es oft über ihm zusammenschlägt. Dabei greift er sich seine schlüpfrige Beute nur mit den Fängen, nie mit dem Schnabel. Der andere, uns schon bekannte Fischfänger, der Reiher, schnappt sich seine Beute mit dem langen Schnabel, und auch andere Fischliebhaber, von denen in einem weiteren Bändchen die Rede sein soll, Eisvögel, Taucher und Möwen, sind nur auf ihren Schnabel und ihre Tauchkünste angewiesen.

Allerdings sind die Fänge und Klauen aller „Greifvögel“, wie man den lateinischen Namen „Raptatores“ für die Tagraubvögel am besten übersetzen könnte, recht gut geeignet, auch glatte Beute festzuhalten. Das beweisen uns ja neben den Vogelfängern, den Falken, auch die Milane und der größte deutsche Raubvogel, der Seeadler, die ebenfalls Fische fangen. Aber der Fisch- oder Flußadler ist ihnen allen überlegen. Er ist tatsächlich in allen körperlichen und geistigen Eigenheiten an eine einseitige Lebensweise als Fischfänger vorzüglich angepaßt. Das geht so weit, daß er selbst in der Farbe des Gefieders und in der Art seines Fluges eine Besonderheit darstellt. Man

rechnet ihn zwar mit den Bussarden und Habichten zu den Adlerartigen, stellt ihn aber hier als eigene Gattung den echten Adlern (*Aquila*) und den Seeadlern (*Haliaëtus*) gegenüber und hat ihm den Gattungsnamen *Pandion* nach einem sagenhaften Herrscher von Athen gegeben, dessen zwei Töchter in eine Schwalbe und in eine Nachtigall verwandelt worden sein sollen.

Nach seiner Stimme, einem abgerissen vorgetragenen, vier- bis achtmal wiederholten „Tjipp, Tjipp, Tjäpp...“, würde man ihn allerdings nicht als Vater der Nachtigall bezeichnen, dagegen erinnert er mit seiner weißen Unterseite und dunklen Oberseite und den spitzen Flügeln in der Tat etwas an eine große Schwalbe. Er ist also anders gefärbt als die meisten Raubvögel. Auch in seiner Flügelhaltung weicht er von den andern Greifvögeln ab. Er trägt die Arme stark gewinkelt und erscheint damit mehr wie eine große Möwe.

Fischadler brüten noch immer in Deutschland in allen größeren Seengebieten und an der Küste der Ostsee. Der Horst steht meist auf einem hohen Baume, einer Kiefer oder einer Eiche, und zwar stets ganz oben auf dem Wipfel. Vielfach ist der Horstbaum kahl, vielleicht weil die Krone in langjähriger Benutzung durch den reichlich zur Seite gespritzten Kot der Alt- und Jungvögel zum Absterben gebracht worden ist. Vom Horst aus hat der Vogel stets einen weiten Ausblick auf sein Jagdrevier, die Seen und Teiche oder wenigstens über Wiesen und Heiden. Es kann aber durchaus auch sein, daß der Horst ein bis zwei Kilometer weit vom Wasser entfernt ist, falls in der Nähe kein geeigneter Baum zu finden ist. Aus dem Wasser holt der Fischadler auch meist das Baumaterial. Zuunterst liegen bis vier Zentimeter dicke Knüppel, dann kommen dünnere Äste und Zweige und zum Schluß allerhand Wasserpflanzen und Halme. So entsteht ein großer Bau von ein paar Metern Durchmesser. Er wird in jedem Jahr

von neuem bezogen und dabei weiter erhöht. So können schließlich Bauwerke bis zu zwei Metern Höhe entstehen, wenn die Winterstürme sie nicht herunterreißen.

Ende April beginnt das Weibchen zu legen, meist drei Eier in Abständen von zwei Tagen, brütet aber vom ersten Ei an 26 Tage lang. Das Männchen löst zeitweise dabei ab. Die Eier sind auf weißem Grunde verschiedenartig gefleckt: grau, blau, braun, rostfarben oder blutrot. Die Jungen werden vom ersten Tage an mit Fischchen und später mit großen Fischen gefüttert. Da die Beute von den Jungen und von den Alten selten völlig aufgefressen wird, häufen sich am Horst die faulenden Fischreste, außerdem verbraucht solch brütendes Fischadlerpaar mit seinen Jungen auch eine große Menge Futter. Verständlich, daß es in der Nähe des Horstes nicht immer gut riecht und daß die Fischadler wegen des vermeintlich großen Schadens, den sie anrichten sollen, bei den Fischpächtern nicht beliebt sind. Aber auch sie sind nicht so schlimm wie ihr Ruf; an einem größeren Fischgewässer fällt der Zoll, den sie erheben, wirtschaftlich kaum ins Gewicht.

Für den Naturfreund aber bietet der stattliche Vogel, der, weit größer als ein Bussard, wirklich wie ein kleiner Adler wirkt, ein prächtiges Bild, wenn er über dem blauen Wasser eines Sees oder Teiches im Rahmen grüner Wiesen oder golden wogender Felder mühelos dahingleitet oder wenn er über dem Wasser rüttelt, sobald er eine Beute erspäht hat.

Im Frühling oder Herbst ist er auf dem Zuge in allen Gegenden Deutschlands an fischreichen Teichen und Seen anzutreffen. Oft bleibt er dort längere Zeit, wenn er genügend Beute findet, zum Ärger des Fischpächters, der ihm nachstellt, soviel er kann, aber zur Freude aller Vogelfreunde, die sich in ihren wöchentlichen Sitzungen vom Eintreffen eines Fischadlers an dem bekannten Ge-

wässer gegenseitig Kenntnis geben. Bei dieser Gelegenheit mag dem Anfänger in der schönen Liebhaberei und ernstestn Forschung der Ornithologie der gute Rat gegeben werden, sich beizeiten den öffentlichen Führungen zur Kenntnis der Vogelstimmen und den in seinem Heimatorte bestehenden Vereinigungen oder Arbeitsgruppen anzuschließen. Junge eifrige Mitarbeiter sind hier jederzeit willkommen. Der Vogelschutz ist eine sehr wichtige und lohnende Kulturaufgabe, an der jeder mit Erfolg mitarbeiten kann. Es sei auch nochmals an das hochinteressante und noch immer nicht ganz gelöste Problem des Vogelzugs erinnert, das nur durch die bereitwillige und aufopfernde Mitarbeit weiter Kreise bisher soweit gefördert wurde und in Zukunft völlig gelöst werden kann. Auch der Fischadler ist dort Zugvogel, wo im Winter seine Fische zuzufrieren. Der Fischadler ist tatsächlich weltweit verbreitet, vom Norden von Amerika, Europa und Asien bis nach Brasilien, Südafrika und Australien.

Doch nun zu den Besonderheiten des Fischadlers, die wir als Anpassung an seine Ernährungsweise ansehen müssen. Die Fänge tragen auf der Innenseite der Zehen scharfe Hornzähne, so daß die Innenseite der greifenden Fänge sehr rauh wird und nicht leicht von den Schuppen der Fische abgleitet. Dazu kann die äußere Zehe als Wendezehe wie bei den Spechten, den Eulen und den Papageien nach hinten gestellt werden. Das geschieht regelmäßig beim Fangen. Dann greift der Fischadler mit beiden Fängen quer über den Rücken des Fisches, wobei an jedem Fuß zwei Zehen nach vorn, zwei nach hinten gerichtet sind. Da sein Gefieder nicht nur glatt, dicht und anliegend, sondern auch reichlich gefettet ist, kann der Vogel bei seinem blitzschnellen Zustoßen so tief ins Wasser tauchen, daß die Wellen über ihm zusammenschlagen, ohne daß sein Gefieder naß wird. Dann arbeitet er sich mit kräftigen Schlägen seiner langen, spitzen Flügel wieder

daraus hervor. Er erhebt sich mit rudernden Schlägen, den erbeuteten Fisch in den Fängen tragend, und strebt einem Baum am Waldrande oder dem unter Umständen weit entfernten Horste zu. Stets schüttelt sich der Vogel nach dem Auftauchen das Wasser vom Gefieder. Das geschieht so instinktmäßig, daß es auch nicht versäumt wird, wenn der Stoß fehlgegangen, ja schon über dem Wasser abgefangen worden war. Der Fischadler wagt sich auch an recht schwere Fische, die er dann nur mühsam und dicht über dem Wasserspiegel zum Ufer schleppen muß, wobei er mit den Fängen und seiner Beute oft ins Wasser gerät. Der krampfartige Griff der Krallen kann dabei so tief in das Fleisch und in das Skelett der Beute eindringen, daß der Vogel seine Klammer nicht mehr lösen kann, selbst wenn er es wollte. Erreicht er das Ufer, so muß er erst die Muskeln und Gräten mit dem Schnabel aufhacken. Und dieser ist dazu besonders gut geeignet, denn er ist stärker gekrümmt und länger als bei anderen Raubvögeln gleicher Größe, wie dem Weibchen des Wanderfalken oder dem Habicht. Es muß aber schon einigen übereifrigen und allzu gierigen Fischadlern geschehen sein, daß sie einen großen, starken Schwimmer, etwa einen Hecht, geklammert hatten, den sie nicht aus dem Wasser heben konnten, sondern von dem sie vielmehr selbst in den nassen Tod mit hinabgezogen wurden. Soweit ich das Schrifttum übersehen kann, ist zwar bisher niemand Augenzeuge einer solchen Tragödie geworden. Aber vereinzelt haben Fischer besonders große und alte Fische erbeutet, die in ihrem Rücken verwachsen die Krallen und das Skelett der Zehen eines Fischadlers trugen! Wir lernen daraus, daß ein starker Fisch selbst einen solchen „Zugriff“ überleben kann und dabei noch lange den langsam faulenden Kadaver des ertrunkenen Räubers mit sich herumgeschleppt haben muß!

Viele Menschen werden nichts Besonderes dabei finden, daß der Fischadler sich so ausschließlich auf Fische spezialisiert hat. Ich muß dabei immer an zwei andere Raubvögel denken, die gelegentlich auch in Deutschland brüten und ähnlich einseitige Liebhaber sind, an den Wespenbussard und an den Schlangenadler. Sie werden eigentlich nur der Größe nach mit Bussard und Adler verglichen. Der Zoologe stellt sie in eigene Gattungen *Pernis* und *Circaetus*. Der Wespenbussard hält sich, wenn irgend möglich, an Wespen- und Hummelnester, die er nach Hühnerart aus der Erde scharrt. Dabei läßt er sich von den erbittert ihn umsummenden Stachelhelden im Verzehren der saftigen Waben mit der Brut nicht stören. Wütend versuchen ihn die Wespen zu stechen, aber das Gefieder ist glatt und eng anliegend, und am Schnabelgrund und an den Seiten des Kopfes in der Zügelgegend trägt er Schuppenfedern, so daß die Giftstachel abgleiten. Der Wespenbussard versteht es sogar, auch die Wespen selbst zu verspeisen. Er hütet sich freilich, den automatisch weiterstechenden Giftstachel in den Rachen zu bekommen. Geschickt beißt er den Wespen die Hinterleibspitze ab und verzehrt nur die übrigen ungefährlichen Teile. Schlund und Magen sind wie auch bei anderen wesen- und bienenfressenden Vögeln durchaus nicht unempfindlich, und wenig Stiche würden ihn wahrscheinlich töten.

Der Schlangenadler frißt wirklich mit Vorliebe Schlangen, daneben auch Eidechsen und Lurche. Fast möchte man ihm zoologische Fachkenntnisse zubilligen: nur gelegentlich nimmt er auch andere Tiere vom Boden auf, Mäuse und Insekten. Bei den Schlangen macht er keinen Unterschied zwischen harmlosen und Giftschlangen; er hält sie geschickt am Kopfe fest, so daß sie nicht beißen können. Außerdem hat er sehr hohe Läufe oder „Ständer“, und die sind auch noch mit harten Hornschildern

dicht gepanzert. Und da sein Gefieder hart und glatt ist, können ihn Schlangenbisse nicht erreichen. Sie würden ihm freilich auch schlecht bekommen, denn er ist nicht giftfest, wie man oft angenommen hat.

Die einseitige Futterauswahl ist nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung von Wespenbussard und Schlangenadler. Beide sind Eigenformen südlicher Länder, in denen Kerbtiere und Kriechtiere zahlreicher sind als bei uns. In Deutschland brütet der Wespenbussard in geeigneten Landschaften als nicht häufiger Sommervogel, der Schlangenadler nur selten. Er soll dabei vor allem am Rande von Gewässern jagen und gelegentlich bei der Verfolgung seiner Beute weit ins Wasser hineinwaten: ein Raubvogel, der nach Art von Storch und Reiher im Wasser fischt!

Von den drei Ernährungsspezialisten ist bei uns der Schlangenadler am seltensten. Fische und Wespen sind eben auch in kühlerem Klima häufiger als die wärme liebenden Kriechtiere. Alle drei Formen von Raubvögeln zeigen aber besonders augenfällig, wie stark die Umwelt und Ernährungsweise nicht nur die Gewohnheiten und Instinkte, sondern auch den Körperbau beeinflussen.

SEADLER

An den deutschen Ostseeküsten und an benachbarten Binnenseen brüten noch einige wenige Paare des Seeadlers, dieses größten deutschen Vogels. Sie stehen unter Naturschutz als Denkmale einer Zeit, in der diese Riesen unserer Vogelwelt, zusammen mit dem ebenfalls selten gewordenen Kolkraben und den jetzt nur noch in den Alpen in wenigen Paaren lebenden Steinadlern in allen Landschaften wenigstens nicht allzuseiten als Gäste sich sehen ließen.

Leider sind sie dabei nicht immer willkommen geheißen und in ihrem stolzen Flugbild genügend gewürdigt worden. Jagdleidenschaft und übertriebene Anschauungen von der Schädlichkeit der Raubvögel ließen sie „vogelfrei“ erscheinen. Vor allem sind sie früher von der Krähenhütte aus, wenn sie auf den Lockvogel, den Uhu „haßten“, ohne große Kunst abgeknallt worden. Das gilt vor allem für die Jungvögel im Herbst, wenn sie sich nach dem Flüggewerden von den Alten getrennt haben und weit im Lande umherstreifen. Sie tragen dann noch das Jugendkleid, das auf licht graubraunem Grunde dunkelbraun gefleckt ist; auch ist der Schwanz noch nicht ausgefärbt. Es fehlt das Reinweiß der Schwanzfedern, das die ausgefärbten Seeadler so schön auszeichnet. Auch sind die Augen noch braungelb, der Schnabel hornbläulich, die Fänge grünlichgelb, die beim erwachsenen Vogel mitsamt der Wachshaut am Grunde des Schnabels horngelb leuchten. Auch heutigentags noch sind gelegentlich im Herbst und Frühjahr Seeadler an Binnengewässern auf dem Zuge zu beobachten. Der Jäger freilich wird kaum jemals in

Verlegenheit kommen, einen jungen, umherstreichenden Seeadler falsch „anzusprechen“, das heißt, ihn mit einem anderen Adler zu verwechseln. Denn der Steinadler verfliegt sich von den Alpen aus wohl kaum mehr bis nach Mitteldeutschland, eher kommen Gäste aus dem Norden zu uns. Von den in Osteuropa beheimateten weiteren beiden Adlerarten, den Schreiadlern, ist bei uns nur der kleine als seltener Brutvogel und gelegentlich auf dem Zuge zu beobachten. Er ist aber nicht viel größer als ein Bussard, von dem er sich im Fluge durch die herabgebogenen Flügelspitzen unterscheidet.

Der größte von allen ist also der See- oder Meeradler. In seinen letzten Brutgebieten in Mecklenburg hat der Vogelkundige noch Gelegenheit, ihn zu beobachten; der Zutritt zu den Schutzgebieten wird freilich nur selten gewährt. Der Seeadler ist namentlich in der Brutzeit am Horste sehr empfindlich gegen Störungen und verläßt den Horst auf dem hohen, einen weiten Überblick gewährenden Horstbaum meist lange, ehe der Besucher ihn selbst gewahrt. Das Gelege aus meist zwei, selten drei Eiern und die Jungvögel sind dann stets gefährdet. Außerdem gibt es leider immer wieder zweibeinige Nesträuber, die aus eigennützigem Gründen die Horstbäume auskundschaften, mit Steigeisen ersteigen und das Gelege oder die Brut zerstören oder mitnehmen. Da unbefruchtete Eier, die dann faulig werden, nicht selten sind, und da bei der langen Brutzeit auch immer wieder Nestvögel verunglücken, ist die Vermehrungsrate nur knapp und der Bestand stark gefährdet. Feinde aus dem Tierreich besitzen die Seeadler nicht. Geflügelte Nesträuber, wie Krähen, dürfen sich kaum an das Gelege wagen. Kolkraben, die vielleicht kräftig und gewandt genug wären, sind bis auf wenige Brutpaare in Holstein ausgerottet, und auch Marder suchen sich lieber ungefährlichere Beute. Denn der Seeadler ist wirklich ein gewaltiger und starker Vogel!

Wer jemals das Glück hat, ihn im Fluge, bei den Balzflügen oder beim Beuteschlagen zu beobachten, der wird das Bild zeitlebens nicht wieder aus dem Gedächtnis verlieren. Das Auffallendste am Flugbilde ist nicht die große Flugbreite, beim Weibchen bis zu zweieinhalb Metern, beim Männchen um ein Drittel weniger, sondern die mächtige, in gerader Linie ausgespannte Tragfläche der Flügel, die in der gesamten Länge ungefähr gleich breit erscheint. Mit Leichtigkeit trägt sie den großen Rumpf. Hals und Kopf ragen nur wenig aus ihr hervor, und der schöne, weiße, oft zum Fächer ausgebreitete Schwanz tritt fast zurück. Der Seeadler hebt sich mit wenigen kräftigen Schlägen wie spielend vom Horst und selbst vom Boden oder von der Wasserfläche. Er kann mit langsamen, fördernden Schlägen seiner breiten Schwingen auch mit Leichtigkeit gegen den Sturm anfliegen, besonders gern aber segelt er in großen Kreisen, getragen von den über Wald, Wasser und See wechselnden Aufwinden, als gäbe es für ihn kein Gesetz der Schwere. Seine Flugkünste gestatten ihm, sich den einsamsten und höchsten Baum zum Horstbaum zu wählen, selbst wenn er bis zu einem Kilometer von der See oder einem Binnengewässer entfernt liegt. Der Horst entspricht der Größe und Stärke seines Erbauers. Dicke und schwere Knüppel bilden, wie beim Fischadler, die Unterlage für einen breiten und hohen Aufbau aus Ästen und Zweigen. Die Nestmulde selbst ist mit Reisern, trockenen Flechten und Moosen ausgelegt.

Daß ein so großer und kräftiger Vogel auch große Mengen von Beutetieren braucht, schon für sich selbst, um so mehr bei der Aufzucht der Jungen, ist verständlich. Der Seeadler schlägt seine Beute am Boden, vor allem auf dem Wasser. Seine Beute besteht aus Fischen, aber auch aus Wassergeflügel, vor allem Bleßhühnern, und schließlich kann alles laufende Getier bis zu Fuchsgröße seine





Beute werden. Der große Adler verschmäht es aber auch nicht, dem Fischadler die Beute abzunehmen, und wird wohl auch mit ihm selber fertig. In der Brutzeit schleppt er seinen Jungen unermüdlich Beute heran, unter Umständen aus mehreren Kilometern Entfernung und doch so schnell, daß er die Fische noch zappelnd abliefert.

Da hört man häufig den weithin schallenden, gellenden Ruf, der wie: Kra-kra-kra oder Krau-krau, selbst Kri-kri-kri klingen kann. Dann sitzt wohl auch das Männchen, während das Weibchen füttert, auf einem Aussichtsbaum, von dem es abgebrochene Äste zum Ausbessern des Horstrandens heranbringt. Bei der Jagd nach Fischen kann der Adler oft bis über die Brust eintauchen. Er schlägt aber auch die Bleßhühner und Wildenten, die die Gefahr wohl kennen. Wenn sie sich durch Tauchen seinem Zugriff zu entziehen suchen, dann kreisen die Adler ruhig über dem Wasser, stoßen herunter, sobald das verfolgte Tier zum Atmen auftaucht, und nehmen es schließlich mühelos von der Oberfläche, wenn es sich ermüdet in sein Schicksal ergibt. Deshalb ist der Adler bei allen Vögeln gefürchtet. In Gegenden, wo er Schutz genießt, kann der sonst so scheue Vogel recht dreist werden. Er „blockt“ am Pfahl der Fischreuse auf, um sich seinen Anteil zu nehmen, er holt sich vor den Augen des Jägers die angeschossene Ente, um sie auf einem Lieblingsplatz, einem hohen Grenzstein, zu kröpfen.

Solche Beobachtungen und Berichte einzelner Glücklicher können uns eine Vorstellung davon geben, wie es früher an unseren Seen und Flüssen ausgesehen haben mag, als es noch keine Jäger mit Schießgewehren, aber mehr Adler gab. Uns allen aber können die schönen, lebendigen Filme, die am Darß, der Halbinsel westlich von Rügen, von der Meisterhand Professor Heges gedreht worden sind, einen Ersatz bieten für ein Schauspiel, das nur wenigen beschieden sein kann.

Lebend und in voller Größe in der Nähe können wir den Seeadler in den meisten Zoos sehen. Merkwürdigerweise gewöhnt sich der nach unsern Begriffen so freheitsgewohnte Flieger leicht in einen einigermaßen geräumigen Flugkäfig ein. Er verträgt sich mit seinen Kameraden und zeigt sogar eine gewisse Anhänglichkeit an seinen Pfleger, der – ihm Futter bringt! Auch hier „geht die Liebe durch den Magen“, und das um so eher, als der Seeadler, im Gegensatz etwa zum Wanderfalken, auch im Freien an Aas geht.

Zweimal erwähnten wir den Kolkkraben. Auch er ist früher bei uns überall häufig gewesen; im Bewußtsein des Volkes lebt er noch immer in Erzählungen, Sagen und Märchen weiter. Seine Klugheit wird gerühmt, aber auch seine Vorliebe für glänzende Gegenstände, wie Ringe und glitzerndes Geschmeide, eine Eigentümlichkeit, die er mit andern Rabenvögeln teilt. In einem Käfig auf dem Hof des Merseburger Schlosses wird noch jetzt aus einer alten Überlieferung ein Rabe gehalten. Einst soll ein selbstherrlicher Fürst einen treuen Diener zu Unrecht des Diebstahls eines Ringes beschuldigt und deshalb hingerichtet haben. Als sich das vermißte Wertstück später im Neste eines Raben fand, habe er voller Reue bestimmt, daß zur Mahnung für alle Zeiten ein Rabe gehalten werden solle. Das sind alte Geschichten!

Der „rabenschwarze“ Kolkkrabe mag oft mit der Rabenkrähe verwechselt werden. Er ist aber ein ganz Stück größer und an dem abgestuften Keilschwanz sicher zu unterscheiden. Mit seinem mächtigen Kegelschnabel kann er noch mehr anrichten als seine Krähenverwandtschaft. Tatsächlich frißt er alles Genießbare. Es ist aber auch kein Gelege, kein kleinerer oder größerer Vogel vor ihm sicher, und alle kleineren Säugetiere bis zur Größe eines Hasen weiß er mit Geschick zu überwältigen. Darin erinnert er also an die Raubvögel, obwohl er keinen krummen Schna-

bel und keine Krallen besitzt, also nicht zu den Greifvögeln gehört. Daß er anatomisch nach dem Bau des Kehlkopfs zu den Singvögeln zu zählen sei, wird auch dem nicht einleuchten, der sein rauhes „Korr-korr-kolk“ oder „Rab-rab-rab“ gehört hat. Die Kolkraben sind im Gegensatz zu den Krähen Standvögel. Als Allesfresser finden sie auch im Winter genug Nahrung. Sie beginnen schon im Februar mit dem Bau des Horstes und brüten vom März an. In der Fürsorge für ihre Jungen strafen sie das Sprichwort von den „Rabeneltern“ Lügen; kein Vogel kann sich getreulicher um seine Brut kümmern. Dabei sind sie ausgezeichnete Flieger. Wir kennen alle die Flugfertigkeit der Krähen, die nach Belieben ihre Flugform wechseln, im Schlagflug große Geschwindigkeit erreichen, im Spiel wild durcheinander wirbeln und sich oft tief abfallen lassen und erfolgreich auch gegen starken Sturm ankämpfen. Der Kolkrabe mit seiner stärkeren Kraft überbietet sie noch. Er fliegt noch in Stürmen, bei denen sich kein anderer Vogel herauswagt, er überholt den Adler; und das Pärchen kann die wunderschönsten Flugspiele aufführen. Dabei ist der „rabenschwarze“ Vogel aber äußerst scheu und vorsichtig und weicht dem Menschen aus, so gut er kann. Stets kreist er lange und sichert genau, ob die Luft rein ist, ehe er sich auf den Boden herabläßt. Außer in Holstein, wo er am Küstensaum genügend Abfälle findet, brütet er noch im felsigen Oberbayern. Auch er kann wie die Adler als Naturdenkmal angesehen werden; in seiner geringen Anzahl richtet er keinen wesentlichen Schaden an und bleibt hoffentlich erhalten.

WALDKAUZ

Es ist schon spät am Abend. Weit leuchtet das Licht meiner Studierlampe hinaus in die milde Februarnacht; am Himmel ziehen Wolkenfetzen vor der unvollkommenen Scheibe des zunehmenden Mondes vorüber, sie bald verhüllend, bald wieder freigebend. Dann schwimmen die Gärten im milden Licht seines Scheines, und das frisch geteerte Dach des Gärtnerhauses leuchtet blinkend auf. Da klingt aus dem nahen Walde ein „Kju-wieck, Kju-wieck“ zu mir herüber! Meine Freundin, ein Waldkauz, ruft, wie jedes Jahr um diese Zeit, nach dem Männchen! Ich öffne das Fenster und suche den Ruf des Männchens nachzuahmen, so gut es mir gelingen will: „Huuuuuuu Huuuu“, mehr pfeifend als heulend muß es klingen; ich versuche mit der hohlen Hand, einen Klang wie den der Okarina herauszuholen! Und wirklich, es scheint mir nicht allzuschlecht gelungen zu sein! Nach einigen Augenblicken höre ich den Ruf „Kju-wieck“ schon viel näher. Noch einmal versuche ich meine Kunst: „Huuhuuu“! Recht schaurig mag es klingen für abergläubische Gemüter, die sicher meinen, der „Totenvogel“ rufe sie. Und jetzt antwortet die geheimnisvolle Stimme schon aus der hohen Ulme mir gegenüber! Gleich darauf gleitet ein dunkler Schatten noch näher heran und verschwindet in der dichten Trauerweide unmittelbar vor meinem Fenster: „Kju-wieck“ und noch einmal: „Kju-wieck“ tönt es gellend dicht vor meinem Fenster. Ich warte. Still ist die Nacht! Jetzt gleitet der graue Schatten aus der Weide heraus und dicht vor meinem Fenster vorüber, so daß ich die Schläge der kurzen, muldenförmigen Flügel im Mondlicht er-

kennen kann, aber kein Flattern, kein Flügelrauschen ist zu hören! Vorbei der Spuk, nur aus der Ferne höre ich noch einmal das fordernde Rufen – und jetzt antwortet dort auch ein echtes, schauriges „Huuuuuuu“; das Pärchen hat sich gefunden.

Der Balzruf des Waldkauzes ist vom Vorfrühling oft bis in den Juni hinein zu hören, und zwar in Wäldern jeder Größe, in Au- und Mischwäldern, in Alleen, Parks und baumreichen Gärten. Überall dort fühlt sich der Waldkauz wohl, wenn sie nur zwei Bedingungen erfüllen: sie müssen alte, hohle Bäume oder sonstige Verstecke für einen Höhlenbrüter aufweisen, und sie müssen Gelegenheit geben zum Fang von kleinen Säugern, vor allem von Mäusen jeder Art!

Der Waldkauz ist mit fast fünfzig Zentimetern Länge und einer Flugbreite von einem Meter ein ansehnlicher Vogel, und er erscheint noch größer durch sein weiches, lockeres Gefieder, diesem gemeinsamen Kennzeichen aller heimischen Eulen oder Nachtraubvögel. Weitere Eulenmerkmale sind die starr nach vorn gerichteten, großen Augen inmitten eines Kranzes strahlig angeordneter Federn, des „Schleiers“, und der krumme Hakenschnabel. Die befiederten Läufe und Zehen, von denen die äußere als Wendezehe nach hinten gerichtet ist, tragen lange Greifkrallen. Die Zeichnung des Gefieders ist wie bei andern Eulen findenähnlich und düster. Der Waldkauz tritt in zwei Färbungsvarianten auf, die durch Übergänge verbunden sind: einer grauen und einer roten Form. Für die Unterseite sind dunkle, seitlich sich verästelnde Längsstriche kennzeichnend.

Der Waldkauz und der viel kleinere Steinkauz oder das „Käuzchen“ sind die beiden häufigsten Eulen. Der Steinkauz nistet gern auch in menschlichen Gebäuden, der Waldkauz in Baumhöhlen und gelegentlich in Erdhöhlen. Etwas schwächer als der Waldkauz ist die selte-

ner Waldohreule, die in alten Horsten, mit Vorliebe der Krähen, in dichteren Waldungen brütet. Auch sie trägt, wie alle Eulen, kein eignes Nistmaterial zu. Das äußere unterscheidende Merkmal sind die aufrichtbaren Federn an den Kopfseiten, die wie „Ohren“ erscheinen. Aber die wirklichen Ohröffnungen haben damit nichts zu tun; sie liegen seitlich in einer Federspalte.

Die Käuze legen meist zwei, gelegentlich bis vier runde, weiße Eier auf den nackten Boden ihrer Nisthöhle. Nur das Weibchen brütet und wird derweil vom Männchen mit Futter versorgt. Die nach achtundzwanzig bis dreißig Tagen ausschlüpfenden Jungen haben zunächst noch geschlossene Augen- und Ohrenspalten, die sich, anders als bei den Tagraubvögeln, erst am achten Tage öffnen. Die lange Brutzeit haben aber auch die Tagraubvögel. Fachleute meinen, daß ursprünglich alle Vögel so lange Brutzeiten gehabt hätten, daß sie also ein ursprüngliches Merkmal seien. Bei wehrhaften Vögeln konnte sie beibehalten werden, bei weniger abwehrfähigen, vor allem bei Bodenbrütern, wurde sie verkürzt. Der größte Raubvogel der Erde, der Kondor der südamerikanischen Anden, brütet zum Beispiel fünfundfünfzig bis sechzig Tage und füttert dann die nesthockenden Jungen noch wochenlang. Aus den Straußeneiern dagegen schlüpfen die Jungen nach zweiundvierzig Tagen als rasch bewegliche Nestflüchter.

Deutliche Unterschiede bestehen zwischen den Tagraubvögeln und Eulen in der Art und Weise, wie die Beute gekröpft wird. Nach Käfigbeobachtungen Räbers gehen Eulen folgendermaßen vor:

Die Beute wird unter schaukelnden Kopfbewegungen ins Auge gefaßt und im raschen Niederstoßen gepackt. Darauf liegt der Vogel mit ausgebreiteten Flügeln über der Beute und sichert nach allen Seiten. Dann wird der Kopf gesucht. Dazu wird die Beute nach allen Seiten

durchgeknabbert, bis er durch Ertasten gefunden ist, denn die Eulen sind weitsichtig und können den Kopf in der Nähe nicht sehen. Dabei wird die Beute der Länge nach zwischen je zwei Zehen wie in einer Beißzange gehalten. Durch einen Genick- oder Schädelbiß wird der Kopf abgerissen. Nach abermaligem Sichern, wobei oft der Griff gewechselt wird, wird die Beute entweder versteckt oder kopfvoran verschlungen.

Diese festliegende Reihenfolge von Instinkthandlungen wird aber nur von lebender Beute ausgelöst. Hungrige Eulen nehmen nach einigem Zögern auch totes Futter, Fleisch und dergleichen, dann aber völlig formlos ohne feste Reihenfolge. Dagegen kann auch eine gesättigte Eule dem Reiz einer lebenden Maus nicht widerstehen; die Beute wird nach allen Kunstregeln erbeutet und dann versteckt. Sie kann nicht wie bei den Tagraubvögeln „auf Vorrat“ gekröpft werden, weil die Eulen keinen Kropf haben.

Kleinere Beute wird von den Eulen unzerrupft mit Fell und Knochen hinuntergewürgt. Bei der Verdauung werden alle Hautgewebe, Muskeln, Sehnen und Bänder aufgelöst. Unverdaulich bleiben nur Horngebilde und Knochen, die als „Gewölle“ wieder ausgewürgt werden. In ihnen sind das Fell und alle Knochen, selbst die feinsten Rippen der erbeuteten Mäuse so gut erhalten, daß es ohne weiteres möglich ist, Zahl und Art der gefressenen Beutetiere zu bestimmen. Dem verdanken es die Eulen, daß ihnen viel eher Gerechtigkeit geworden ist als den Tagraubvögeln. Mit Ausnahme des Uhus kann keine Eule als schädlich bezeichnet werden.

Mit der Verdauung bei den Eulen ist ein Problem verknüpft, das noch nicht gelöst ist! Um es zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen. Im Gewöll der Tagraubvögel erscheinen nur noch kleinere, zertrümmerte Reste der wenigen mit verschlungenen Knochen. Selbst

bei den Geiern, die viele Knochen hinunterschlingen, wird der größte Teil zersetzt und erscheint als Kalkbrei im flüssigen Kot. Ähnlich ist es bei den Raubtieren, etwa den Hyänen, oder den Schlangen. Der entscheidende Bestandteil des Magensaftes ist Salzsäure, die den phosphorsauren und kohlsauren Kalk der Knochen löst. Wie ist es nun möglich, daß bei der Verdauung im Magen der Eulen auch die feinsten Knochenspäne unzersetzt bleiben? Fehlt in ihrem Magen die Salzsäure? Das wäre ein weiterer grundsätzlicher Gegensatz zu den Tagraubvögeln – und zu sämtlichen anderen Raubtieren überhaupt! Was tritt an die Stelle der Salzsäure? Ist es vielleicht eine chemische Base? Man verfütterte den Eulen Rot- oder Blaukohl. Rot- oder Blaukohl enthält einen Farbstoff, der sich in saurer Lösung rot, in basischer blau verfärbt. Man stellte fest, daß die farbigen Blätter in den Gewöllen blau verfärbt waren. Also verläuft in der Tat die Verdauung bei den Eulen anders als sonst bei den Raubvögeln und den Wirbeltieren – wie, das ist noch nicht geklärt. Es gibt übrigens noch eine Parallele zu dieser besonderen Art von Verdauung, das ist die des Eisvogels. Auch in seinen Gewöllen erscheinen nicht nur die Fischschuppen, sondern auch manche Gräten wieder. Hier müßte also ein ähnlicher Fall vorliegen.

So führen uns die Eulen an ein recht gewichtiges biologisches Problem heran. Sie sind überhaupt merkwürdige Geschöpfe, die dem Naturwissenschaftler manches Rätsel aufgeben. Auch im nächsten Kapitel werden uns noch einige begegnen.

UHU

In seiner Volksoper „Der Freischütz“ hat Karl Maria von Weber die Sage vom wilden Jäger zu musikalischem Leben erweckt. Im Walde heult der Sturm, ächzend und krachend biegen sich die Stämme, und der schauerliche Ruf des Schuhu oder Aufs schallt durch die Frühlingsnacht. Manche Spielleiter lassen es sich nicht entgehen, hier durch einen großen Uhu mit leuchtenden, „rollenden“ Augen und knackendem Schnabel unserer Vorstellung von einer schaurigen Nacht im dunklen Walde zu Hilfe zu kommen.

Es kann wohl kein Zweifel sein, daß der Ruf des Uhu, das langgezogene heulende „Buu-huu, Buu-huu“, mit dem er ganze Nächte lang durch den mondhellen Wald, bald hier, bald da, seinen Ehepartner lockt, recht wohl zu der Sage vom wilden Jäger stimmt, der nachts mit seiner Meute durch den Wald braust. Wenn gar zwei Rivalen sich um ein Weibchen streiten, dann kann es bald wie wütendes Gekicher, bald wie Bellen und Kreischen ertönen, bald hört man ein Fauchen und bald das drohende Klappen und „Knappen“ des großen, spitzen Hakenschnabels. Leider werden nur ganz wenige meiner Leser Gelegenheit finden, sich die schauerliche Nachtmusik vorsingen zu lassen. Denn in unsern Wäldern ist der große „Schuhu“ sehr selten geworden, so selten, daß Förster und Heger sorgsam über „ihre“ Uhus wachen und niemandem ihren Nistplatz verraten.

Noch ist es zwar nicht so weit, daß die letzten Tage der „letzten Uhus“ in unsern Gebirgswäldern angebrochen sind. Jüngst haben sogar die strengen Schutzmaßnahmen

dazu geführt, daß sich der Uhu in manchen alten Brutgebieten, in denen er schon verschwunden war, wieder eingestellt hat. Zur Zeit ist er außer in den Alpen auch in den verborgensten Klüften des Elbsandsteingebirges, an einsamen Muschelkalkhängen Thüringens, in den Felsklippen des Harzes und sonst in einigen stillen Wäldern Brutvogel und wird es hoffentlich auch bleiben. Er ist ja mit den Adlern, Kranichen, Trappen und wilden Schwänen ein besonders bemerkenswerter Träger „großer Schwingen“, die in früheren Zeiten viel zahlreicher über unsere Fluren und Wälder ruderten oder schwebten.

Der Uhu ist, wie wir uns im Zoo mit dem ersten Blick überzeugen, eine Eule, und zwar ein mächtiger, stattlicher Vogel, der größte und kräftigste der gesamten Sippe. Das Männchen wird 63 Zentimeter, das Weibchen 77 Zentimeter hoch; die Flügelspannung beträgt 150 bis 176 Zentimeter. Selbst wenn er im Käfig ruhig auf seiner Stange sitzt, wirkt der Uhu eindrucksvoll und achtungerregend. Die Federrohren richten sich auf, wenn wir herantreten. Die großen Augen mit der gelbroten Iris verändern die Pupillenweite bei jeder Erregung, die schon ein harmloser Besucher vor dem Käfig hervorruft, und wirken dadurch sehr lebendig. Ab und zu wischt ein grauer Schatten, die Nickhaut, unter den Lidern über die stark vorgewölbte Hornhaut. Manchmal schließt auch der braungelbe Nachtvogel wie gelangweilt die Augen. Dann senkt sich merkwürdigerweise das obere Augenlid zum unteren herab, anders als es sonst bei Vögeln ist. Die eigentümliche Rindenfärbung des Gefieders entsteht durch gelbe und schwarze Streifen und Flecke. Von der dunklen Kopfkappe und den schwarzen Federrohren heben sich der weißlichgelbe Kehllatz und die gelbbraune Unterseite mit den schwarzen Schaftstrichen wirksam ab. Man sieht dem Gefieder seine Weiche ordentlich an, auch ohne daß man darüber streicht. Der Versuch wäre auch kaum zu empfehlen!

Denn schon jetzt knackt ab und zu drohend der graue, stark gekrümmte Schnabel, und die langen, spitzen Krallen ragen achtunggebietend aus den dicht bis auf die Zehen befiederten, kurzen Füßen heraus. Deutlich erkennen wir, daß der Uhu, wie alle Eulen, den Sitzstab wie mit einer Kneipzange umklammert; nur zwei Zehen sind nach vorn, die äußere ist als Wendezehe nach hinten geschlagen.

Wir benützen den günstigen Augenblick und überzeugen uns, wie es denn eigentlich mit den „rollenden Augen“ der Eulen steht. Wir treten etwas zur Seite. Der Uhu folgt uns mit dem Blick, indem er – den ganzen Kopf zur Seite dreht. Wir rascheln mit einem Stäbchen in einer unteren Ecke des Käfigs; wir lassen das Stäbchen hoch hinauf wandern am Gitter: stets dreht der Vogel den ganzen Kopf; starr stehen darin die Augen. Das Ergebnis: keine Eule kann „die Augen rollen“, sie stehen unbeweglich nach vorn! Um so beweglicher aber ist der Hals! Wenn eine Eule frei im Zimmer sitzt, so daß man um sie herumgehen kann, dann folgt sie mit dem Blick, bis sie den Kopf um 180° verdreht hat und das „Gesicht“ im Nacken steht. Geht der Blickreiz noch weiter herum, so wird der Kopf blitzschnell um fast 360° nach der andern Seite gedreht. Auch für das Horchen, die fast ebenso wichtige Sinnes-tätigkeit, wird diese Beweglichkeit des Halses ausgenutzt. Ein leises Geräusch, das wir vielleicht gar nicht vernehmen können, wird mit seitlich geneigtem Kopf „angehorcht“, unter Umständen mit den beiden Ohren abwechselnd „akustisch angepeilt“.

Das alles sind Anpassungen an das Leben und Jagen in der nächtlichen Dämmerung. Wir müssen uns klarmachen, welche Eigentümlichkeit darin beruht, daß Vögel, die doch eigentlich ausgesprochene „Augentiere“ sind, zum Nachtleben übergegangen sind. Nun haben das Enten zwar auch getan, die nachts zum Äsen fliegen; aber sie fangen

ihre Beute nicht, sondern sehen sie mit dem Schnabel aus dem Wasser, und dazu brauchen sie nichts zu sehen. Und wenn der „Ziegenmelker“, die Nachtschwalbe, nach Nachtschwärmern jagt, so „erfühlt“ er sie mit seinen Tastborsten. Aber wenn die Eulen nachts ihre in den Zweigen schlafende Beute, von den Sperlingen bis zum Bussard, oder am dunklen Boden die Nager, von der Maus bis zum Hasen, überraschen wollen, sind sie doch vor allem auf ihre Augen angewiesen. Dazu müssen die Augen vor allem lichtstark sein, und das wieder erfordert großen Durchmesser. Doch ist im kleinen und möglichst leichten Vogelkopf wenig Platz! Darum ist bei den Eulenaugen gespart worden am äußeren Umfang der Augenbälle; die Augen sind kegelförmig, fast zylindrisch geworden, so daß sie im Kopf dann dicht nebeneinander liegen können. Aber solche „Teleskopaugen“ sind nicht so druckfest wie Kugeln und müssen gestützt werden. Dazu dienen knöcherne Platten in der Augenhaut. Solche Augen können aber nicht mehr rasch hin und her gedreht werden! Und deshalb rollt keine Eule ihre Augen, sondern statt ihrer den Kopf. Noch zwei weitere Folgen hat dies Umstellen auf das Nachtsehen gehabt! Die Tagraubvögel haben, wie alle Tagsäugetiere, übrigens auch die Menschen, in der Netzhaut ihrer Augen zwei Sorten von Sehzellen, kurze Zapfenzellen für das Farbsehen im hellen Licht und längere Stäbchenzellen für das Schwarz-weiß-Sehen im Dämmerlicht. Bei den Tagtieren sitzen in der Mitte der Netzhaut, gegenüber der Pupille, vor allem farbtüchtige Zapfen. Bei den Eulen dagegen überwiegen auch hier die Stäbchenzellen. Dadurch ist ihre Fähigkeit, noch bei schwachem Licht gut zu sehen, gesteigert. Allerdings erscheinen ihnen, wie auch uns in der Dämmerung, „alle Katzen grau“! Es ist übrigens falsch anzunehmen, daß die Eulen deshalb am Tage schlecht sehen könnten! Sie sehen auch da ausgezeichnet; sie schließen nur ihre

Pupillen sehr stark, sie „arbeiten mit kleiner Blende“, würde der Fotofreund sagen. Eine zweite Konsequenz der großen Augen ist allerdings viel folgenschwerer gewesen: im kleinen Kopfe war nunmehr für das Gehirn nur wenig Platz, es ist nur „ein lächerliches Etwas“. Und deshalb fehlt es nun leider den Eulen etwas an den höheren geistigen Fähigkeiten. Bei Versuchen ergab sich, daß die Eulen nur ein geringes Lernvermögen haben. Sie lassen sich nicht zu Kunststückchen abrichten wie manche Singvögel oder wie Elstern, und sie schließen sich nicht an den Menschen an wie die Gänse. – „Aber“, so höre ich meine Leser sagen, „die Eulen gelten doch allgemein als klug? Waren nicht im alten Athen die Eulen sogar als besonders kluge Vögel der Athene heilig, der Göttin der Weisheit?“ – „Das stimmt schon! Nur waren die Griechen wohl kluge Denker, aber schlechte Naturbeobachter! Sie wußten nur, daß aufmerksame, kluge Menschen die Augen weit öffnen, und da die Eulen besonders große Augen haben, so war das nach Meinung der Griechen ein Zeichen von Weisheit.“ Und so ganz ausgestorben ist diese alte Meinung auch heute noch nicht! Die meisten Menschen beurteilen eben Tiere nach menschlichen Maßstäben, sie unterlassen es, genau zu beobachten, und legen darum auch den Handlungen der Tiere immer wieder ihre eignen menschlichen Beweggründe unter.

Wir kehren noch einmal zurück zur einsamen Felschlucht, in deren dunklen Kiefern und Fichten seit dem Vorfrühling nachts der schauerliche Ruf „Huu-huu“ zu hören ist. Hoch oben an der Felswand, wohl dreißig Meter über der Talsohle, zieht sich ein breiter Sims dahin, durch ein schräg nach vorn aufsteigendes Felsdach geschützt. Hier sitzt seit über dreißig Tagen das große Uhuweibchen und bebrütet drei rundlich-weiße Eier. Es verläßt sie kaum für Minuten; Futter muß ihr der Gatte heranschaffen. Er ist darin unermüdlich. Vorgestern waren es ein

Eichelhäher und ein Eichhörnchen, gestern ein Junghäschen und eine Maus. Tagsüber freilich muß sich die Brütende gedulden. Meist scheint sie mit halb geschlossenen Augenspalten zu schlafen, aber beim geringsten Laut steilen sich die Federohren, die gelben Augen mit dem roten Rand scheinen zu sprühen, und der Kopf dreht sich auf die Seite. Aber der Uhumann auf seinem Felsvorsprung nebenan hat nur seine Federohren kurz aufgestellt. Sie sind noch ein Zentimeter länger als bei ihr, so daß er trotz seiner geringeren Größe noch drohender wirkt, wenn er sie aufrichtet. Es war blinder Alarm. Jetzt legt er die Federohren wieder wie ein paar flache Schweinsohren erst zur Seite und dann nach hinten an den Kopf an und träumt weiter. Denkt er an den Schlafbaum der Wildtauben in der Nachbarschlucht oder an die alte Kiefer, in der er vor kurzem den fluggewandten Wanderfalken aufbäumen sah? Am Tage kann er sich nicht an ihn wagen. Da scheuen sich nicht einmal die frechen Krähen, ja sogar die dreisten Singvögel, den Uhu zu necken und um ihn zu zetern und zu schimpfen. Dann ist es am besten, so zu tun, als ob man nichts sähe und hörte. Aber nachts ist ihm jeder ausgeliefert. Lautlos kommt er auf unhörbaren Schwingen über sie, die da schlafen. Die freien Außenfahnen seiner ersten Handschwingen sind fein ausgefranst wie mit einer Samtkante, so daß kein pfeifender Flugton entstehen kann, und seine lichtstarken Augen erkennen auch in der Dämmerung Zweige und Beute. So rasch ist der messerscharfe Griff der acht krummen Dolche, daß auch des Habichts Krummschnabel nicht zur Abwehr kommt. Unhörbar wird die leblose Beute im weichen langsamen Fluge hinübergetragen zur gewohnten Kropfstelle, zu der Felsplatte gegenüber dem Nistplatz, wird hier fraßgerecht gefaßt und nach wiederholtem Sichern verschlungen. Größere Beute, schon ein Hamster, muß freilich erst in einige schlingbare Stücke zerlegt

werden. Aber das besorgen die messerscharfen Ränder des stahlharten Schnabels ebenso gut wie eine starke Geflügelschere!

Mit Einbruch der Dunkelheit beginnt die Jagd, und es gibt jede Nacht zwei Mahlzeiten, abends zwischen zwanzig und einundzwanzig Uhr und morgens zwischen drei und vier Uhr. So hält es auch unser Uhu-paar, als nach fünf- unddreißig Tagen zwei Junge geschlüpft sind. Das dritte Ei scheint taub zu sein. Zunächst erscheinen uns die Jungen mit ihren grauen, faltigen Gesichtern und den geschlossenen Augen wie zwei kleine Scheusale. Aber den Uhu-ältern gefallen sie offenbar, und die Alten brauchen nur mit der Beute den Schnabelrand zu berühren, dann öffnen die Jungen, auch ehe sie sehen können, ihren weiten Rachen. Groß ist der Hunger der Kleinen, aber noch mehr Beute schleppen die Alten heran. Sie scheuen auch große Flugwege nicht. Die Feldfluren mit ihrem Reichtum an Hasen und Hühnern mögen kilometerweit abliegen, wenn nur der Horstplatz recht einsam liegt! Trotz guter Verpflegung wachsen die Jungen recht langsam heran. Fünf Wochen lang werden sie von beiden Eltern als Nestlinge gefüttert. Erst nach siebzig Tagen sind sie flugfähig. Wie allen Eulen wächst ihnen nach dem Daunenkleid erst ein Zwischenkleid, ehe sie das Jugendkleid anlegen, das ein wenig gelblicher ist als das der Ausgewachsenen.

Die Jungen bleiben scheinbar tagsüber sich selbst überlassen, die Alten entfernen sich aber nicht weit. Wenn die Jungen erst beweglicher sind, klettern sie auf ihrem Felsims umher. Eines oder das andere gerät wohl auch noch, ehe es fliegen kann, an den Felsrand und stürzt ab. Die Brut unserer mitteldeutschen Uhus sind immer auf diese Weise gefährdet. In anderen Ländern – Uhus brüten in ganz Nordeuropa und Nordasien – liegen die Gelege in alten Raubvögelhorsten oder sogar am Boden, und den Jungen droht dieses Schicksal nicht. Die größte Gefahr

waren lange Zeit gewinnsüchtige Uhusfänger, welche die Jungvögel ausnahmen und für teures Geld als Lockvögel für die Hüttenjagd auf Krähen und Raubvögel verkauften. Die Preise stiegen selbstverständlich immer mehr, je seltener die Uhus wurden. Jetzt wird aber die Hüttenjagd nur noch wenig betrieben, und außerdem ist das Gewissen der Forstangestellten rege geworden und legt den unberufenen Fängern das Handwerk.

Wir haben genug Unterschiede zwischen Tagraubvögeln oder Greifvögeln und Eulen kennengelernt, um einzusehen, daß beide Vogelordnungen nur äußerlich ähnlich, innerlich nicht näher verwandt sind. Jetzt werden die Eulen in die Nähe der Segler und Nachtschwalben und mit ihnen zu den Kuckuckartigen gestellt! Viele Tatsachen, unter anderm auch die weite Verbreitung vieler Eulen, z. B. der Schleiereule, deuten darauf, daß wir hier eine sehr alte Vogelgruppe vor uns haben.

Besser als die kleinen Singvögel können uns die Träger der „großen Schwingen“ Antwort auf die Frage geben, wo wir die Klasse der Vögel nach der Abstammungslehre einzuordnen haben, nicht nur, weil wir an ihnen Einzelheiten des inneren Baues leichter erkennen, es finden sich unter ihnen auch eine ganze Anzahl, an denen wir „ursprüngliche“ Merkmale feststellen konnten. Was ist damit gemeint?

Daß die Vögel mit den Säugetieren, Kriechtieren, Lurchen und Fischen zu den Wirbeltieren gehören, ist uns geläufig. Daß sie mit den Säugetieren das warme Blut und die gleichbleibende Körpertemperatur teilen, ist leicht festzustellen: wir brauchen nur einen lebenden Vogel in die Hand zu nehmen oder in ein eben verlassenes Nest zu fassen! Voraussetzung zu eigenwarmem Blut ist außer einem intensiven Stoffwechsel und einem geschlossenen Blutkreislauf ein warmhaltendes Hautkleid. Das ist bei den Vögeln das Gefieder.





Sonst aber haben die Vögel äußerlich und innerlich mit den Säugern wenig gemein. Die meisten der Verschiedenheiten lassen sich aus der anderen Form der Fortbewegung begründen, aus dem Fliegen. Um fliegen zu können, hat der Vogel nicht nur seine Flugwerkzeuge nötig, die Flügel mit den leichten, luftdichten und elastischen Federn. Das Fliegen führt in seiner Entwicklung zu einer Reihe weiterer Folgen! Zunächst muß ein wirksamer Motor vorhanden sein. Die Flugmuskeln der Vögel sind feinfaseriger und leistungsfähiger als irgendwelche Säugermuskeln. Nicht umsonst gilt weißes Brustfleisch von Hühnern und Tauben als besonders lecker und leicht verdaulich. Dieser lebende Motor braucht aber feste Widerlager. Diese liefern Brust- und Schulter skelett der Vögel. Deshalb das große, schildförmige Brustbein mit dem hohen Längskamm, das den Flugmuskeln ausreichende Flächen bietet, an denen sie sich ansetzen können, deshalb die starre Verbindung des Schultergelenks mit dem Brustbein durch ein besonderes Knochenpaar, die Rabenschnabelbeine! An jeder gebratenen Taube, an jedem Huhn im Topf können wir das studieren. – Der Vogel, der auf dem Boden lebt, braucht zum Abfliegen genügend lange Beine, um hochspringen zu können zum Start. Lange Beine bedingen wieder einen langen Hals, das erkennen wir am Reiher und Kranich, nicht anders übrigens als bei den Giraffen! Der lange Hals darf aber keinen schweren Kopf tragen, sonst verliert der fliegende Vogel das Gleichgewicht. Deshalb fehlt ein Gebiß; das Kauen wird vom Magen übernommen, der sich im Rumpf in der Nähe des Körperschwerpunkts befindet. Die Lage, ja überhaupt das Vorhandensein eines Kropfes erklären sich aus der gleichen Notwendigkeit. – Für Flieger wäre es schwierig, eine größere Zahl von Nachkommen gleichzeitig im Körper auszutragen. Die Fledermaus bringt darum nur zwei und dazu recht leichte Junge zur Welt, die sie allerdings

noch eine Zeit mit sich herumträgt – eine beachtenswerte Leistung! Aber die Vögel legen von vornherein ihre Eier, auch wenn es schließlich recht viele werden, in Abständen von meist zwei Tagen; so werden sie dem Vogel nie zur untragbaren Last. Eine ganze Anzahl von Eigenheiten der Vögel erklären sich also als Anpassungen an das Fliegen.

Nun aber lenken wir die Aufmerksamkeit auf einige nicht damit zusammenhängende Besonderheiten der Vögel. Da ist die wechselnde Zahl der Halswirbel, die von acht bei den Singvögeln bis zu dreiundzwanzig beim Schwan steigt, während alle Säugetiere mit sieben auskommen, der Elefant sowohl wie die Giraffe. – Der Schädel trägt nur einen einzigen Gelenkhöcker für den ersten Halswirbel, die Säugetiere haben zwei. – Als eine völlig neue Bildung liegt mitten zwischen den Fußwurzelknochen das „Fersengelenk“. (Vgl. S. 42!) – Die große Aorta läuft vom Herzen aus rechts herum, nicht wie bei den Säugern links.

Diese Besonderheiten und Unterschiede heben die Vögel sehr deutlich von den Säugetieren ab. Nach den Einzelheiten ihres inneren Baus ist nicht zweifelhaft, an welche Klasse der Wirbeltiere sie näher anzuschließen sind; es sind die Kriechtiere, also Eidechsen, Schlangen, Schildkröten! Diese scheinen zwar nach Aussehen und Lebensweise wenig mit den Vögeln gemeinsam zu haben. Nun, es sind auch nicht die heutigen Kriechtiere, sondern deren Vorfahren, die Saurier, an die der Londoner Professor Huxley dachte, als er vor nunmehr fast hundert Jahren Vögel und Kriechtiere zum gemeinsamen Stamm der Sauropsiden, das sagt „Tiere von Saurieraussehen“, zusammenfaßte. Und für die Abstammung der Vögel von den Sauriern gibt es seit 1861 und 1877 zwei handgreifliche Beweisstücke, den Urvogel von Solnhofen im Fränkischen Jura, jetzt in London, und den noch besser erhal-

tenen von Eichstätt, ebenfalls im Fränkischen Jura, der sich in Berlin befindet, beide etwa taubengroß. Die „Archäornis Siemensii“, wie das Berliner Exemplar jetzt zum Unterschied von der „Archäopteryx macrura“ in London genannt wird, vereint Merkmale der Saurier mit denen echter Vögel: sie hat Vogelfedern am Flügel und Schwanz, einen Vogelschädel und Vogelfüße, aber Saurierzähne, Saurierhände mit Krallen, Saurierwirbel und einen Saurierschwanz, der aber wiederum zweizeilig mit Vogelfedern besetzt ist. Gleichzeitig etwa mit den Urvögeln lebten die Flugsaurier, „Flugfinger“ (*Pterodactylus*) und „Rüsselschnauze“ (*Rhamphorhynchus*), gekennzeichnet durch eine beträchtliche Flughaut, schnabelartige, lange, mit Zähnen besetzte Kiefer und Röhrenknochen, Tierformen, die uns die Stammesverwandtschaft zwischen Vögeln und Sauriern von der anderen Seite her beleuchten.

Mit dem Urvogel aus dem weißen Jura beginnt, soweit wir sehen, die Entwicklung der Vogelwelt. Das war im geologischen Erdmittelalter, vor etwa 180 Millionen Jahren! Seit dieser Zeit entwickelten sich allmählich in Millionen von Generationen und unter Anpassung an die verschiedensten Lebensräume all die verschiedenen Formen, die wir als Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten unterscheiden. Manche von ihnen sind im Laufe der Erdgeschichte schon wieder dahingegangen, die letzten unter rücksichtsloser Verfolgung durch den Menschen; andere kämpfen noch um ihr Weiterleben, die Mehrzahl steht noch in voller Entwicklung. In diesem ungeheuren Zeitraum, allerdings erheblich später, vor rund sechzig Millionen Jahren, begann auch der Aufstieg der höheren Säugetiere, von denen inzwischen auch schon viele Formen wieder ausgestorben sind. Der Mensch ist das jüngste Glied in dieser Gemeinschaft, seine Entwicklung begann „erst“ vor rund einer Million Jahren!

Wer solche schwer vorstellbaren Zahlen zum ersten Male hört, der wird ihnen nicht recht trauen und könnte vielleicht meinen, sie seien mehr oder weniger erfunden. Davon kann keine Rede sein! Sie sind vielmehr das einheitliche übereinstimmende Ergebnis vieler sorgfältiger Beobachtungen, eingehender wissenschaftlicher Überlegungen und mühevoller exakter Berechnungen, auf deren Grundlage hier nicht eingegangen werden kann. Wenn wir die Zahlen hier nennen, so ist das also mehr als ein anregendes, aber überflüssiges Spiel. Wir erkennen aus ihnen, daß sich das Leben auf Erden einheitlich entwickelt und daß es gesetzmäßig abläuft.

Und noch eine Überlegung ist lehrreich. Jeder lebende Vogel ist aus einem Ei geschlüpft, das seine Mutter gelegt hat. Für diese selbst gilt das gleiche. Wir können die Kette der Ahnen in Gedanken rückwärts verfolgen bis in graueste Vorzeit: nie kann sie abgerissen sein! Sie muß also zurückführen bis zu den ersten Vögeln in der Jurazeit vor 180 Millionen von Jahren. Und solche Überlegungen mahnen uns zur Ehrfurcht vor jedem Lebewesen. Wir wollen daran denken, wenn wir uns an den kreisenden Bussarden, an den klappernden Störchen und an den ziehenden Kranichen erfreuen. Auch sie sind uns Sinnbilder des ewigen, sich immer erneuernden Lebens.

WIR LERNTEN KENNEN

aus der

Ordnung Eulenvögel, Striges

Familie Eulen, Strigidae

<i>Unterfamilie Echte Eulen, Striginae</i>	Seite
<i>Uhu</i> , <i>Bubo bubo</i> (L.)	121
<i>Waldohreule</i> , <i>Asio otus</i> (L.)	118
<i>Steinkauz</i> , <i>Athene noctua</i> (Scopoli)	117
<i>Waldkauz</i> , <i>Strix aluco</i> L.	116
<i>Unterfamilie Schleiereulen, Tytoniae</i>	
<i>Schleiereule</i> , <i>Tyto alba</i> (Scopoli)	128

Ordnung Raubvögel, Accipitres

Familie Falkenvögel, Falconidae

<i>Wanderfalk</i> , <i>Falco peregrinus</i> Tunstall	96
<i>Baumfalk</i> , <i>Falco subbuteo</i> L.	96
<i>Turmfalk</i> , <i>Falco tinnunculus</i> L.	100
<i>Steinadler</i> , <i>Aquila chrysaëtus</i> (L.)	111
<i>Schreiadler</i> , <i>Aquila pomarina</i> Brehm	111
<i>Bussard</i> , <i>Buteo buteo</i> (L.)	80
<i>Rauhfußbussard</i> , <i>Buteo lagopus</i> (Brünnich)	85
<i>Habicht</i> , <i>Accipiter gentilis</i> (L.)	88
<i>Sperber</i> , <i>Accipiter nisus</i> (L.)	94
<i>Seeadler</i> , <i>Haliaëtus albicilla</i> (L.)	110
<i>Wespenbussard</i> , <i>Pernis apivorus</i> (L.)	108
<i>Schlangenadler</i> , <i>Circaëtus gallicus</i> (Gmelin)	108
<i>Fischadler</i> , <i>Pandion haliaëtus</i> (L.)	103

Ordnung Schreitvögel, Gressores

Familie Störche, Ciconiidae

<i>Weißer Storch</i> (Klapperstorch), <i>Ciconia ciconia</i> (L.) .	27
<i>Schwarzer Storch</i> (Waldstorch), <i>Ciconia nigra</i> (L.) ..	28

Familie Reiher, Ardeidae

<i>Fischreiher</i> , <i>Ardea cinera</i> L.	38
--	----

Ordnung Gänsevögel, Anseres

Familie Entenvögel, Anatidae	Seite
<i>Höckerschwan</i> , <i>Cygnus olor</i> (Gmelin)	62
<i>Singschwan</i> , <i>Cygnus cygnus</i> (L.)	70
<i>Graugans</i> , <i>Anser anser</i> (L.)	71
<i>Saatgans</i> , <i>Anser fabalis</i> (Latham)	72

Ordnung Trappen, Otides

<i>Großtrappe</i> , <i>Otis tarda</i> L.	54
<i>Zwergtrappe</i> , <i>Otis tetrax</i> L.	61

Ordnung Kraniche, Grues

<i>Kranich</i> , <i>Grus grus</i> (L.)	46
--	----

Ordnung Hühnervögel, Galli

Familie Fasanenartige, Phasianidae

Unterfamilie Echte Hühner, Phasianinae

<i>Birkhuhn</i> , <i>Lyrurus tetrix</i> (L.)	15
<i>Auerhuhn</i> , <i>Tetrao urogallus</i> L.	7
<i>Haselhuhn</i> , <i>Tetrastes bonasia</i> (L.)	9
<i>Jagdhasan</i> , <i>Phasianus colchicus</i> L.	22

Ordnung Sperlingsvögel, Passeres

Oberfamilie Singvögel, Oscines

Familie Rabenvögel, Corvidae

<i>Kolkrabe</i> , <i>Corvus corax</i> L.	114
---	-----

Literatur:

- Niethammer, Günther* „Handbuch der deutschen Vogelkunde“
1937/38 – 42.
Heinroth, Dr. Oskar und *Frau Magdalene*: „Die Vögel Mittel-
europas“ 1924 – 28 – 31.

TAFELFOLGE

Tafel gegenüber Seite	16:	<i>Auerhahn</i>
„	17:	<i>Birkhahn und Henne</i>
„	32:	<i>Fasan und Fasanenhenne</i>
„	33:	<i>Störche</i>
„	48:	<i>Fischreiher</i>
„	49:	<i>Kraniche</i>
„	64:	<i>Trappe</i> (nach einem Präparat im Leipziger Naturkundlichen Heimatmuseum)
„	65:	<i>Schwäne</i>
„	80:	<i>Graugänse</i>
„	81:	<i>Mäusebussarde</i>
„	96:	<i>Habicht</i>
„	97:	<i>Wanderfalcken</i>
„	112:	<i>Fischadler</i>
„	113:	<i>Seeadler</i>
„	128:	<i>Waldkäuze</i>
„	129:	<i>Uhu</i>

